Corona Schröter

von

Heinrich Stümcke

V. & K.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

V

Corona Schröter

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1904.

G599
.Y5tu

Corona Schröter

Von

Heinrich Stümcke

Mit fünf Kunstdrucken

123713
24|7|12

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1904.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Vorwort.

Ein Menſchenalter iſt vergangen, ſeitdem Robert Keil im zweiten Bande ſeiner Feſtſchrift zur Säkularfeier von Goethes Eintritt in Weimar „Vor hundert Jahren“ Goethes Freundin Corona, „vielleicht der reizendſten, anmuthigſten und geiſtvollſten Künſtlerin, die in Deutſchland jemals die Bühne betreten“, ein Denkmal zu errichten verſucht hat. Wie ſchon das vorſtehende Zitat bezeugt, war Keil bemüht, auf ſeine Heldin das hellſte Licht fallen zu laſſen und nachzuweiſen, welch bedeutende Rolle das ſchöne Mädchen in Goethes Leben geſpielt habe. Von dieſem Standpunkt aus unterzog er, darin Adolf Stahr folgend, der 1874 eine kurze Charakteriſtik Coronas in der National-Zeitung veröffentlicht hatte, die Perſönlichkeit und das Verhältnis Charlotte von Steins zu Goethe einer faſt durchweg abfälligen und ſtets zugunſten der ſchönen Rivalin lautenden Kritik. Gegen Keil trat Heinrich Düntzer mit ſeiner „Eine Vertheidigung“ betitelten Streitſchrift „Charlotte von Stein und Corona Schröter“ auf den Plan, um mit dem ganzen Rüſtzeug

seiner ebenso schwerfälligen, wie mühsamen, gelehrten Methode peinlichster Detailschilderung in unlesbarer Kalendermanier eine Lanze zu Ehren Charlottens zu brechen, zu deren Ungunsten Keil das von ihm zuerst in vollem Umfang veröffentlichte Tagebuch Goethes aus den Jahren 1775 bis 1782 „mit leichter Hand misbraucht habe", und um die Grundlosigkeit des von Lewes, Stahr, Keil u. a. erhobenen Vorwurfs, Charlotte habe mit Goethe die Ehe gebrochen, zu erweisen. Nach Düntzer mußte Corona sich mit einer unbeträchtlichen Nebenrolle in jenen kritischen Jahren von Goethes Leben begnügen. – Beide Bücher haben wegen ihres einseitig polemischen Charakters seinerzeit wenig Freunde gefunden, wenn auch Keils Darstellung mit allen ihren tatsächlichen Irrtümern, die Düntzer und andere Rezensenten längst berichtigt hatten, noch in den Gelegenheitsartikeln zu Coronas hundertfünfzigstem Geburtstag (1901) und hundertstem Todestag (1902) ebenso fleißig wie kritiklos ausgeschrieben worden ist. Wie es im Widerstreit der Meinungen zu gehen pflegt, ist das Verdienst der beiden feindlichen Brüder, den größten Teil dessen, was wir von Corona wissen, in ihren Schriften einander ergänzend festgelegt zu haben, oft über dem Tadel mit Unrecht ganz vergessen worden. Neben der Klage, daß das Bild der Künstlerin uns nur in nebelhaften Umrissen erscheine, begegnet uns in den Rezensionen von Keils und Düntzers Monographien mehrfach die Behauptung, daß

die Zeit, Corona Schröter ein würdiges biographisches Denkmal zu errichten, noch nicht gekommen sei. Ja, Hermann Grimm erklärte 1876 in seinen klassischen Vorlesungen über Goethe:

„Ich würde gern hier noch von Corona Schröter, der Schauspielerin und Sängerin, reden, von der behauptet worden ist, daß sie Goethe näher gestanden habe als Frau von Stein selber, und bei der seine kürzlich publicirten Tagebücher allerdings erkennen lassen, in wie bedeutendem Maaße er seine Zeit zwischen ihr und Frau von Stein getheilt hat; doch es sind die Nachrichten über Corona Schröter so fragmentarisch, widerspruchsvoll und resultatlos, daß ihre Gestalt mit Sicherheit für Goethe's Leben noch nicht verwerthet werden kann."

Man war der Meinung, daß Goethes von seinen Enkeln so ängstlich gehütetes Archiv auch über das Leben der Freundin noch manches aufschlußreiche Dokument berge. Aber diese Hoffnung hat sich in den bald zwanzig Jahren, die seit der Erschließung des Goetheschen Nachlasses für die Wissenschaft verflossen sind, als trügerisch erwiesen. Die Santa casa am Frauenplan hat wohl Porträts und einen Gipsabguß der wohlgeformten Hand der Schönen, aber keine Zeile von ihrer Hand und keine Zeile Goethes an sie uns aufbewahrt. Der Biograph Coronas ist also im wesentlichsten Punkte heute nicht günstiger gestellt als seine Vorgänger. Wenn ich trotzdem

der Aufforderung des Herrn Herausgebers dieser Sammlung mit den nachstehenden Blättern entspreche, so geschieht das in der Überzeugung, daß eine ohne jede Voreingenommenheit und polemische Nebenabsicht geschriebene biographische Charakteristik der interessanten Frau und Künstlerin füglich keiner besonderen Rechtfertigung bedarf. Die Abteilungen III und IV der monumentalen Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethes Lebenswerk vermitteln uns heute den authentischen Text der Tagebücher und Briefe des Dichters. In diversen Büchern und Zeitschriften verstreute, auf Corona bezügliche Briefe und Miszellen harrten der Einarbeitung an gehöriger Stelle des Baues einer neuen Lebensbeschreibung. Vor allem aber war ich in der angenehmen Lage, den Briefwechsel zwischen Corona und ihrem späteren Herzensfreunde Friedrich von Einsiedel, über dessen strenge Sekretierung von Pasqué bis Düntzer und Keil bewegliche Klage geführt worden ist, erstmalig für mein Buch zu benutzen. Er ist nach dem Tode seines Besitzers, des bekannten Sammlers Wendelin von Maltzahn, vom Goethe- und Schiller-Archiv erworben worden. Dem Direktor desselben, Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. Bernhard Suphan, sage ich für die gütige Erlaubnis der Benutzung auch an dieser Stelle aufrichtigen Dank, nicht minderen Dank auch Herrn Professor Dr. Otto Francke in Weimar, der sich den Mühen der Abschrift und Kollationierung als stets bereitwilliger Helfer unter-

zogen hat. Auch dem Direktor des Goethe-National-Museums in Weimar, Herrn Geheimen Hofrat Dr. Carl Ruland fühle ich mich für Mitteilung von Coronas Testament und Auskünfte über die authentischen Porträts der Künstlerin dankbar verpflichtet. – Kann der jetzt erschlossene Briefwechsel Corona-Einsiedel uns für das Fehlen des unvergleichlich wichtigeren Goethe-Corona auch nicht entschädigen, so verbreitet er doch über die bisher arg im Dunkel liegende letzte Lebensperiode der Adressatin und Schreiberin erwünschtes Licht und gestattet uns manchen tiefern Blick in ihren Seelenzustand. Art und Zweck der Sammlung, der dieses Buch eingereiht ist, gestatten nicht die Beigabe eines Apparats von Anweisungen und Quellenverweisen, der wegen der ziemlich zahlreichen strittigen und dunkeln Punkte in der Geschichte des weimarischen Liebhabertheaters und der Beziehungen des Dichters, des Herzogs und der Sängerin des Interesses nicht entbehren würde. Es sei daher nur gesagt, daß ich bestrebt gewesen bin, das einschlägige Material in irgend erreichbarer Vollständigkeit, wobei naturgemäß manches oft Gesagte und Bekannte mit unterlaufen mußte, das aber in diesem Rahmen nicht fehlen durfte, entsprechend zu verwerten, und daß ich anderseits das Hauptgewicht auf die psychologische Verknüpfung und Ausdeutung der überlieferten Tatsachen gelegt habe. Ich wage nicht zu hoffen, daß ich bei einem so viel umstrittenen und trotz aller Funde oft noch so

dunklen Thema überall das Richtige getroffen habe, aber ich denke, daß mein Buch, wenn auch cum studio, so doch sine ira geschrieben und geeignet ist, sowohl der großen Gemeinde der Goetheverehrer und -verehrerinnen wie den Fachgenossen einige Anregung zu vermitteln.

Berlin, im Juli 1904.

Dr. Heinrich Stümcke.

Corona Schröter.
Gemälde von Anton Graff im Großherzogl. Museum zu Weimar.

Der alte Theatermeister war nach langem Kränkeln gestorben. Alle hatten den kleinen, gefälligen, unermüdlichen Mann gern gehabt und umstanden nun trauernd die Gruft auf dem Weimarer Friedhof, die den schlecht verzierten, bescheidenen Sarg für immer bergen sollte.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hoch erstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Die schöne Corona Schröter, die erste Heldin des fürstlichen Liebhabertheaters, der die Musen

und Grazien ihre holden Gaben schon in die Wiege gelegt, bringt im Namen aller Beteiligten dem toten Meister den letzten Gruß und Dank dar:

Anständig führt die leiserhobne Hand
Den schönsten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Rose frohes, volles Angesicht,
Das treue Veilchen, der Narzisse Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geschickt hervorgebracht,
Durchschlungen von der Myrte sanfter Zier,
Vereint die Kunst zum Trauerschmucke hier;
Und durch den schwarzen, leicht geknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerspitze still hervor.

Es schweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz
Wirft sie ins Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der sich ums Herz ergießt.
Sie spricht: den Dank für das, was du getan,
Geduldet, nimm, du Abgeschiedner an!
Der Gute wie der Böse müht sich viel,
Und beide bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Geist in holder, steter Kraft
Zu deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.

Sie war's, die dich zur bösen Zeit erhielt,
Mit der du krank als wie ein Kind gespielt,
Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entschlief!
Ein jeder, dem Natur ein gleiches gab,
Besuche pilgernd dein bescheiden Grab!
Fest steh' dein Sarg in wohlgegönnter Ruh;
Mit lockrer Erde deckt ihn leise zu,
Und sanfter als des Lebens liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

In seinem Gedicht „Auf Miedings Tod", mit dem Goethe das Andenken seines am 27. Ja-

nuar 1782 verstorbenen getreuen Hofebenisten und Theatermeisters feierte und jene oft bewunderte „Vereinigung der sinnlichen Wärme und Anschaulichkeit hinsichtlich des Individuellsten und Besondersten, des Örtlichen und Momentanen, mit der heitern, fast Shakespeareschen, das Irdische idealisierenden Geisteshöhe“ erreichte, hat er auch der Frau, deren Name mit der Geschichte des Weimarer Liebhabertheaters und der ersten Weimarer Jahre Goethes unauflöslich verknüpft ist, ein Denkmal gesetzt, wie es schöner wohl keiner Künstlerin je zuteil geworden ist. Die feinste sinnigste Huldigung vor der Schönheit und vor dem künstlerischen Genius. Herzliche Dankbarkeit für die Frau, die die Huldinnen der munteren Singspiele, die vor allem Dianens hohe Priesterin wunschlos vortrefflich als Idealgestalt zuerst verkörpert hatte. Und noch etwas liegt in diesen Worten, die der Dichter an Corona richtet und von dem schönen Mädchen sprechen läßt: Goethe nimmt, wie mit dem ganzen Gedicht, Abschied von dem munteren Treiben des Liebhabertheaters und der tollen Weimarer Jugendjahre, Abschied von einem Jugendtraum, einer Liebe, Abschied von Corona . . .

I.

Guben und Warschau.

Sie war ein Musikantenkind. Ihr Vater, „Königlich Polnischer und Kurfürstlich Sächsischer, bei dem löblichen Graf Brühlschen Regiment bestallter Hautboist", der Sohn eines Zinngießers aus Eilenburg, hatte in dem Städtchen Guben in der Niederlausitz im Quartier gelegen und dort Maria Regina Hefter, die einzige Tochter eines biederen Schuhmachers und Lohgerbers, kennen und lieben gelernt und am 29. März 1748 ihre Hand zum Ehebunde erhalten. Das erste Kind, die am 24. September 1748 geborene Regina Henriette, starb im zarten Alter. Drei Jahre später, am 14. Januar 1751, wurde dem Ehepaar wieder eine Tochter geschenkt, die in der Taufe am 19. Januar die Namen Corona Elisabeth Wilhelmine erhielt. Erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist das richtige Geburtsdatum der nachmals so berühmt gewordenen Künstlerin festgestellt worden. In älteren Berichten wird stets das Jahr 1748 ge-

nannt, sie selbst scheint sich nach der Gewohnheit der Künstlerinnen um einige Jahre jünger gemacht und 1755 als Geburtsdatum angegeben zu haben. – Der Vater Schröter muß in dem kleinen Provinzialstädtchen nicht den rechten Boden zur Ausübung seiner Kunst gefunden haben, denn er siedelte 1755, als Corona etwa vier Jahre alt war, nach Warschau über, wo sich bei den damaligen engen Beziehungen zwischen dem sächsischen und polnischen Hofe für den ehemaligen Angehörigen eines Regiments, dessen Chef der allmächtige sächsische Minister Brühl war, vermutlich eine günstige Lebensaussicht infolge höfischer Beziehungen eröffnete. Wir sind über des Musikus' Lebensschicksale in den nächsten zehn Jahren nicht unterrichtet, indessen ist aus der Tatsache, daß er bis 1763 in der polnischen Hauptstadt weilte, wohl zu folgern, daß er seine Rechnung gefunden haben wird. Die kleine Corona lernte in Warschau nicht nur spielend polnisch, sondern, wie berichtet wird, auch französisch, englisch und italienisch. Für Zeichnen und besonders für Musik zeigte sie früh gleich ihren Geschwistern, den Brüdern Johann Samuel und Heinrich und der jüngsten Schwester Marie, ungewöhnliche Begabung, die Vater Schröter nach Kräften zu fördern sich angelegen sein ließ. Indessen war der ehemalige Regimentshoboist schwerlich der geeignete Pädagoge, eine zarte Mädchenstimme mit Bedacht zur Entfaltung zu bringen. Die berufenen Vertreter der heutigen

Gesangskunst, welcher Schule sie auch angehören mögen, stimmen mit den ärztlichen Fachautoritäten darin überein, daß eine berufsmäßige Ausbildung der Singstimme vor dem sechzehnten bis achtzehnten Lebensjahre wegen der meist unausbleiblichen schädlichen Folgen durchaus zu verwerfen und daß insbesondere während der sogenannten Mutationsperiode größte Schonung der Stimme erforderlich ist. Vater Schröter, der von der Blässe stimmhygienischer Theorien jedenfalls nicht angekränkelt war, tat in der Freude über die hübsche natürliche Begabung des Töchterleins des Guten zu viel und forcierte die Singübungen namentlich in der Ausbildung der hohen Lage dermaßen, daß die hohen Töne schon in Coronas besten Jahren der Stärke und des rechten Glanzes entbehrten. Wenn das junge Mädchen trotz dieses in frühester Jugend erlittenen Schadens dennoch eine gefeierte Größe des Konzertsaales wurde, so lag das nicht in letzter Linie daran, daß Mutter Natur ihr wie wenigen die rechte Gestalt gegeben hatte. Schon mit vierzehn Jahren erfreute sie sich eines wahrhaft junonischen Wuchses, vollendeter Anmut und Plastik der Bewegungen und jener gewissen, fast nur den vornehmen Polinnen eigenen, ernsten Grazie des Anstandes, die nach Ansicht ihres ersten Biographen Falk eine Frucht des Warschauer Aufenthaltes war.

Als Corona zwölf Jahre alt war, zog es den Vater in die sächsische Heimat zurück. In Leipzig

begann sich nach Schluß des Siebenjährigen Krieges wieder ein reges musikalisches Leben zu entfalten, in dessen Mittelpunkt der Kantor Johann Adam Hiller, der Vater des deutschen Singspiels, getreten war. Schröter stand schon seit Jahren mit ihm in Beziehungen; vermutlich war Hillers damalige Braut und spätere Gattin, Henriette Schmidt aus Guben, identisch mit der im Taufregister der dortigen Haupt- und Stadtkirche als Patin Coronas aufgeführten Jungfer gleichen Namens. Vielleicht hatten auch die Beziehungen beider Männer zum gräflichen Hause Brühl – der Leipziger Kantor war eine Zeitlang Hofmeister eines Neffen des Ministers gewesen – die Bekanntschaft vermittelt: genug, Hiller hatte bei der Übersiedelung der Familie Schröter von Warschau nach Leipzig jedenfalls die Hand im Spiele, und von 1763 an sehen wir Schröter und seine talentvollen Kinder an der Seite und unter der Leitung dieses trefflichen Mannes wirken.

II.

Leipzig.

„Ich wünschte, mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können, denn es steckt unglaublich viel hier zusammen. Reichtum, Wissenschaft, Talent, Besitztümer aller Art geben dem Orte eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann.“ So schrieb Goethe 1782 aus Leipzig an Frau von Stein und bestätigte damit den günstigen Eindruck, den er bereits während seines ersten Leipziger Aufenthalts als Student von der alten Pleißestadt erhalten hatte. Die Stürme des Siebenjährigen Krieges, so schwer sie auch gerade über Leipzig hinweggebraust waren, hatten die sächsische Metropole dennoch in ihrer Entwicklung nicht dauernd hemmen können. Trotz der hoch und dräuend um die alte Stadt sich schließenden Mauern und Basteien hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig 1756 im kecken Handstreich mit seinen Ziethenhusaren Leipzig besetzt und die erste Kontribution von zwei Millionen Talern

eingetrieben, der im Laufe der Kriegsjahre noch so manche andere Million folgen sollte. Die Vorstände des Magistrats und der Kaufmannschaft, die sich der Zahlung weigerten, hatte König Friedrich kurzerhand in die Verließe der alten Pleißenburg werfen lassen und durch die Haft bald mürbe gemacht. Wurde die Stadt zur Abwechslung einmal von Sachsens Verbündeten, den Kroaten, besetzt, so hatten Hab und Gut der Bürger und Frauenehre unter der Beutegier und schamlosen Zudringlichkeit der angeblich befreundeten Soldateska noch mehr zu leiden als von seiten der Preußen. Eine 1759 anonym erschienene Operette „Der Soldat im Winterquartier" gibt uns von den damaligen Zuständen ein recht anschauliches Bild. Wenn Leipzig auch erst 1768 in einer moralischen Schilderung des Baron Ehrenhausen jene Bezeichnung „Paris im kleinen" erhielt, die später in Goethes Fassung „es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute" zum weltbekannten, geflügelten Worte werden sollte, so bewährte es doch schon damals unter Frauen und Studenten den Ruf der galanten und lebenslustigen Stadt, die aus drei unversieglichen Quellen, der weltberühmten internationalen Messe, dem Buchhandel und der Universität stets neue Lebenskraft schöpfte. Die Worte, mit denen der preußische Reitergeneral Seydlitz einem sächsischen Kommerzienrat in schweren Tagen Mut zusprach: „Seien Sie getrost, und wenn der König das Pflaster Ihrer Stadt aufrisse und sein Berlin

damit pflastern ließe, so würde er doch den Segen von Leipzig nicht nehmen, welcher alle diese Erpressungen in Kürze vergessen machen wird", waren von prophetischer Richtigkeit. Als Theaterstadt hatte seit den Tagen Meister Veltens und der Neuberin Leipzig seinen festgegründeten Ruf. Von der Orgelbank seiner Thomaskirche war durch das Genie Johann Sebastian Bachs eine Reformation der geistlichen und weltlichen Musik ausgegangen. Bereits aus dem Jahre 1736 weiß ein Chronist zu melden, daß „die beiden öffentlichen Musikkonzerte in beständigem Flor seien". Sie standen unter dem Einfluß kirchlicher und akademischer Kreise und trugen weniger den Charakter gesellschaftlicher Unterhaltung. Es lag nahe, daß auch die reiche kunstfreundliche Kaufmannschaft der Stadt unmittelbaren Einfluß auf das Leipziger Musikleben zu nehmen wünschte: neben das Collegium Academicum trat der „Konzertverein der Herren Kaufleute". Am 11. März 1743 wurde das Große Konzert, der Vorläufer der weltberühmt gewordenen Gewandhauskonzerte, von sechzehn angesehenen Persönlichkeiten Leipzigs sowohl adligen wie bürgerlichen Standes begründet. Jeder Stifter mußte vierteljährlich einen Louisdor entrichten. Die Aufführungen fanden so viel Beifall, daß bereits nach vier Wochen das ursprüngliche Lokal in der Grimmaischen Gasse gegen ein größeres vertauscht werden mußte. Während der Kriegsjahre ging das Konzert ein; 1763

jedoch bemühten sich neun angesehene Bürger, teils Gelehrte, teils in Leipzig ansässige Kaufleute verschiedener Nationen, das Musikleben wieder in Flor zu bringen, und mieteten für die Konzertaufführungen den großen Saal im Gasthaus „Zu den drei Schwanen" am Brühl. In der Person Johann Adam Hillers wurde ein trefflicher Dirigent gefunden. Im Jahre 1728 in einem Dörfchen der Oberlausitz als Sohn eines armen Schulmeisters geboren, war Hiller schon früh durch seine musikalische Begabung aufgefallen und durch einen Gönner auf die Kreuzschule in Dresden gelangt, wo er bei einem Kantor musikalischen Unterricht erhielt. Im Jahre 1751 bezog er die Universität Leipzig, um Jurisprudenz zu studieren. Seiner Musikleidenschaft blieb er jedoch treu. Unter den Kommilitonen galt er als guter Sänger, und die Opern und Oratorien Hasses zogen ihn derartig an, daß er ganze Partituren sich abschrieb. Er begleitete dann im Jahre 1758 den jungen Grafen Johann Heinrich Adolf Brühl als Hofmeister auf die Universität und erhielt in dieser Stellung zu den angesehensten Familien der Stadt Zutritt. Auch der Freundschaft Gellerts, des populärsten der damaligen Leipziger Professoren, durfte er sich rühmen. Da Hillers musikalische Fähigkeiten in weiten Kreisen bekannt und geschätzt waren, so wurde er 1762 von befreundeten Kavalieren „zur Unternehmung eines Konzertes auf Subskription ermuntert". Hiller entsprach der An-

regung und nahm die damit verbundene erhebliche Mühe und Verantwortung auf sich aus Begeisterung für die Sache, nicht nur pekuniären Gewinnes halber, denn erst im Jahre 1778 bekam er ein kleines festes Gehalt; bis dahin mußte er durch Unterrichtsstunden und fabrikmäßig betriebenes Übersetzen französischer Romane und Memoirenwerke seinen Unterhalt fristen.

Aus der Feder Johann Friedrich Reichardts, des nachmaligen gefeierten Komponisten und Kapellmeisters Friedrichs des Großen, haben wir aus der Mitte der siebziger Jahre eine recht anschauliche Schilderung des Lokals und der Zuhörerschaft jener Konzerte. Der Eingang zum Konzertsaal hatte etwas Mystisches, indem man durch eine gemeine Herberge einen dunklen Gang heraufgeführt wurde, nach dem man eher ein heimliches Halsgericht vermuten sollte, als einen hellen Saal voll galanter Gesellschaft, die vielleicht ein wenig mehr gepudert war, ein wenig steifer saß und ein wenig unverschämter über die Musik räsonierte, als es in anderen großen Konzerten geschieht, übrigens aber die schöne Gabe des Plauderns und Geräusches mit allen anderen Konzertgesellschaften gemein hatte. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung stand einer der zum Vorstand gehörigen Kaufleute da und klopfte, falls die Gesellschaft gar zu laut wurde, mit einem großen Hausschlüssel ans Klavier, was aber nur den Effekt hatte, das Instrument zu verstimmen. Die Damen, die nach Reichardts

Bericht meisterlich ihr Näschen rümpften, wenn ein Herr die schreckliche Sünde wider den guten Ton beging, mit Stiefeln statt mit Eskarpins und Schnallenschuhen den Konzertsaal zu betreten, ließen sich im Plaudern und Medisieren nicht stören. Wenn mithin auch das Publikum, wie es ja auch heute noch meist der Fall ist, den rechten Ernst und das rechte musikalische Verständnis in seiner Gesamtheit vermissen ließ und der Besuch bei vielen nur Modesache war, nicht einem inneren Bedürfnis entsprang, so standen doch die musikalischen Darbietungen nach dem einstimmigen Urteil der Zeitgenossen auf einer ganz respektablen Höhe. Das Orchester war aus 16 Violinen, 3 Bratschen, 2 Cellos, 2 Kontrabässen, 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Fagotten, 2 Hörnern und einer Laute zusammengesetzt. Hiller dirigierte am Flügel sitzend. In jedem Winter fanden 24 Konzertabende statt, an denen Symphonien, Arien, Vokalmusik und Orchesterwerke zu Gehör gebracht wurden. Das Orchester brauchte, wie die Zeitgenossen versichern, den Vergleich mit der geübtesten fürstlichen Kapelle nicht zu scheuen. Weniger gut scheinen die Solisten gewesen zu sein, namentlich Sänger und Sängerinnen. Wie Hiller in seiner Selbstbiographie berichtet, hat „er es sich nach Übernahme der Konzertleitung angelegen sein lassen, den Gesang in eine bessere Gestalt zu bringen, denn dies wesentliche Stück hatte man ehemals zu sehr als Nebensache angesehen". Unter solchen Umständen

war es ihm hochwillkommen, in der jungen Corona Schröter eine vielversprechende Gesangskraft für seine Musikabende zu gewinnen. Da Hiller in seinen beiden Schriften „Anweisung zum musikalisch richtigen und musikalisch zierlichen Gesang" (1774 und 1789) sich für seine Zeit als ein recht tüchtiger Theoretiker erwiesen hat und zugleich über die nötige praktische Erfahrung verfügte, so dürfen wir annehmen, daß sie ihre Fortschritte, die sie befähigten, bereits 1765 in dem großen Konzert aufzutreten, im wesentlichen Hillers Unterweisung zu verdanken hat. Im folgenden Jahre erhielt Corona eine gefährliche Rivalin in der fast gleichaltrigen Gertrud Elisabeth Schmehling, der späteren gefeierten Frau Mara. Frau Fama, die ja gern die Herkunft und Jugendschicksale späterer Berühmtheiten romantisch ausschmückt, wollte wissen, daß Hiller das junge Mädchen entdeckt habe und auf ihre schöne Stimme aufmerksam geworden sei, als sie in einem Leipziger Konzertgarten als Harfenmädchen in Begleitung ihres die Geige spielenden Vaters auftrat. Hiller habe sie dann in sein Haus genommen und ihre Stimme ausgebildet. In Wahrheit war die Schmehling jedoch längst eine bekannte fertige Künstlerin, als sie nach Leipzig von Hiller für das Große Konzert engagiert wurde. Ihr Vater, ein ungebildeter Musikus, hatte schon früh begonnen, das Talent des vielversprechenden musikalischen Wunderkindes auszubeuten und die Kleine in Frankfurt, Wien

und London als Violinvirtuosin auftreten zu lassen. Gelegentlich eines Hofkonzertes in London soll ihre schöne Stimme entdeckt worden sein. Ein italienischer Gesangspädagoge von Ruf übernahm dann die weitere Ausbildung, und in ihrem siebzehnten Jahre war die Schmehling auch als Sängerin bereits konzertreif. Ihr Stimmumfang erstreckte sich vom eingestrichenen g bis zum dreigestrichenen e und war in allen Lagen gleich gut ausgebildet und so kräftig, daß sie Chor und Orchester von 50 Personen, Pauken und Trompeten im fortissimo übertönte. Mit körperlichen Reizen war sie dagegen von der Natur nicht eben verschwenderisch ausgestattet, insbesondere sollen ihre Bewegungen eckig gewesen sein soll, ihr Gang der Grazie entbehrt haben. Auch ihre allgemeine Bildung wird im Gegensatz zu der Coronas als recht mangelhaft geschildert. Es konnte nicht fehlen, daß der Wettstreit der beiden jungen Künstlerinnen die Leipziger Musikenthusiasten in zwei Lager teilte. Die Partie der Kaiserin Helena in Hasses Oratorium, die sie abwechselnd sangen, bot zu Vergleichen besondere Gelegenheit. Die Majorität der Konzertbesucher, unter denen die Studentenschaft stark vertreten war, entschied sich für die im üppigsten Jugendreiz prangende Corona. „Sie ist eine sehr empfindungsvolle Sängerin und trägt das Adagio meisterhaft vor," bemerkt der verdienstvolle Gerber in seinem Tonkünstlerlexikon und hat damit wohl Coronas Stärke und zugleich

die Grenzen ihrer Begabung treffend charakterisiert. Auch Goethe, der im hohen Alter in einer kurzen Betrachtung über das Leipziger Theater während der Jahre 1765–68 seiner einstigen Freundin gedachte, gibt zu, daß Corona „es an Stimme und Talent mit der Schmehling nicht aufnehmen konnte, wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernsten, anmutigen Vortrages indessen eine allgemeine Empfindung erregte, welche sich, je nachdem die Personen waren, mehr oder weniger als Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte". „Verschiedene ihrer Anbeter," fährt Goethe fort, „machten mich zum Vertrauten und erbaten sich meine Dienste, wenn sie irgend ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten heimlich wollten drucken und ausstreuen lassen." Ein als Flugblatt erschienenes und am 28. Dezember 1767 auch in Hillers „Wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend", mit dem Vermerk „von einem Unbekannten verfertigt und ausgegeben" abgedrucktes Gedichtchen „An Demoiselle Schröter" wurde Goethe zugeschrieben:

Unwiderstehlich muß die Schöne uns entzücken,
Die frommer Andacht Reize schmücken.
Wenn jemand diesen Satz durch Zweifeln noch entehrt,
So hat er Dich niemals als Helena gehört.

Spätere Herausgeber von Goethes Werken haben Goethes Autorschaft angezweifelt und dies Verschen unter die Gedichte zweifelhaften Ursprungs verwiesen. Als gewichtiger Grund gegen die

Echtheit spricht in der Tat, daß wir von Goethe aus demselben Jahre 1767 ein durchaus authentisches und weit gelungeneres Verschen an die Demoiselle Schmehling nach Aufführung der Hasseschen Santa Elena al Calvario besitzen:

Leipzig 1771.

Klarster Stimme, froh an Sinn,
Reinste Jugendgabe,
Zogst du mit der Kaiserin
Nach dem heilgen Grabe.
Dort, wo alles wohl gelang,
Unter die Beglückten
Riß dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten.

Im Jahre 1831 wurde der greise Olympier von Kapellmeister Hummel aufgefordert, zu der Feier des zweiundachtzigsten Geburtstages der Mara-Schmehling ein Lied beizusteuern, das Hummel komponieren wollte. „Da war es mir denn sehr angenehm," äußerte Goethe zu Zelter, „daß ich 1771 als ein erregbares Studentchen der Mademoiselle Schmehling wütend applaudiert hatte. Das gab denn einen artigen, parallelen Gegensatz, und so waren ein paar Strophen leicht entworfen." Daß der Greis in der Erinnerung an ein mehr als sechzig Jahre zurückliegendes Ereignis sich im Datum irrte — er hatte ja bereits im August 1768 Leipzig Valet gesagt — hat nichts auf sich. Die Tatsache, daß er damals auch der Mara huldigte, ist uns durch diese Briefstelle doppelt bezeugt. Daß er bei einer anderen Auf-

führung des Oratoriums, von der Leistung Coronas bezaubert, auch die andere Helena poetisch verherrlicht hat, wird man gerade bei Goethes leichter Beeinflussung durch den jeweiligen Eindruck natürlich nicht in Abrede stellen können, zumal wenn wir annehmen, daß er die leicht hingeworfenen Verse einem mit dem Pegasus weniger vertrauten Freunde kameradschaftlich zur Verfügung gestellt hat. – Wohl um dieselbe Zeit hat Johann Joachim Eschenburg, bekannt als erster deutscher Übersetzer Shakespeares, der damals gleichfalls in Leipzig studierte, in einem im Almanach der deutschen Musen 1772 abgedruckten Gedichte „An die kleine musikalische Familie des Herrn Schröter" Corona seine Huldigung dargebracht:

Sind aus den klangerfüllten Sphären
Drey Engel auf die Welt gesandt,
Um neuen Wohllaut uns zu lehren
Mit zauberischer Kehl' und Hand?

Wer wars, der ihren jungen Seelen
Den Reichthum aller Harmonie,
Und Gaben, die oft Männern fehlen,
Und schmelzendes Gefühl verlieh?

Wem lernten dieses Mädchens Ohren
Die Mächte des Gesanges ab,
Der von der Lust, die wir verloren,
Uns die Erinnrung wieder gab?

Als noch nicht unsern trunknen Blicken
Der Pomp der Oper sich verschloß,
Und mild in unser Herz Entzücken
Der feyerlichsten Töne floß:

So ward uns itzt, als Deine Töne
Vor unſerm Ohr vorüberflohn,
Beflügelt zwar, o ſanfte Schöne,
Und doch voll Ausdruck jeder Ton!

Gleich den bald ſchmeichelnden, bald ſcharfen
Akkorden, die Dein Bruder ſchlägt;
So zaubernd tönen Aeolsharfen,
Wenn ſie der Hauch des Zephyrs regt.

Und o! des anmuthvollen Knaben,
Dem Tonkunſt und Natur ſo früh
Die göttlichſten von ihren Gaben
Und zaubernde Muſik verlieh!

Kaum ſichtbar denen, die ihm ſchweigen,
Und ſchweigend ſtaunen, wenn er ſpielt,
Und kühn der kleinſten aller Geigen
Mit ſchöpferiſchem Strich befiehlt.

Euch lächelten der Fürſten Blicke,
Auch unſrer Fürſten, Beyfall zu;
Ihr, werth des Beyfalls! fernerm Glücke
Führ' Euch ein günſtig Schickſal zu.

Geht an des treuſten Vaters Händen
Der Künſte Laufbahn; zeigt uns dann,
Wie viel, ſie glücklich zu vollenden,
Talent, Geſchmack und Eifer kann.

Der ſo gefeierte jugendliche Klavierſpieler war Coronas 1753 geborener Bruder Johann Samuel, der urſprünglich als Altſänger im Großen Konzert mitgewirkt hatte, und nachdem er 1767 ſeine Stimme verloren, ſich als Klaviervirtuoſe produzierte. Der zweite Bruder Johann Heinrich trat ſchon mit ſieben Jahren als Violinſpieler öffentlich auf und wurde in ſpäteren Jahren als

Virtuose auf einer besonderen Art von Harmonika eine viel bewunderte Spezialität.

Andere Verehrer Coronas, wie der als Komponist zahlreicher Singspiele später bekannt gewordene Daniel Schiebeler, machten ihrer Begeisterung für ihr Ideal in Spottversen auf Coronas Rivalin Luft. So geißelte Schiebeler z. B. die in einem Oratorium ihm übermäßig dünkende Bravour der Schmehling im Koloraturgesang mit dem boshaften Epigramm:

„Voll heilger Andacht glühte unsre Brust.
Und Du belästigst uns mit muntern Hochzeittänzen?
Besinne Dich! Der Herr hat keine Luft
An hellen Trillern und Cadenzen."

Ein anderer Musikenthusiast und Kunstkenner im damaligen Leipzig, Franz Wilhelm Kreuchauff, stellte Corona gleichfalls über die Schmehling. Friedrich der Große ließ die letztere mit dem hohen Gehalt von 3000 Talern 1771 als Hofsängerin engagieren, was die guten Leipziger, die begreiflicherweise ohnehin auf den siegreichen Preußenkönig nicht gut zu sprechen waren, als neuen Racheakt gegen ihre Stadt betrachteten. Kreuchauff tröstete sie jedoch mit den Worten: „Friedrich sei von seinen Sendboten schlecht informiert worden, sonst würde er nicht die Mara, sondern die Schröter debouchiert haben," und er wollte, wie Nicolai erzählt, sich nicht überzeugen lassen, daß Corona trotz ihrer junonischen Gestalt und ihres schönen Gesichtes als Künstlerin den

verwöhnten Ansprüchen des großen Königs nicht hätte genügen können, da dieser bekanntlich lange Zeit überhaupt keine deutsche Sängerin gelten lassen wollte und den derben Ausspruch tat: lieber wolle er sich von seinem Pferde etwas vorwiehern lassen, als eine deutsche Primadonna anhören. Als begeisterter Parteigänger der Schmehling tat sich dagegen der uns 1767 gleichfalls im Leipziger Goethekreis begegnende Karl Matthäi hervor. Als seine Göttin wieder einmal ihre Bravourarie beendet hatte, schlich sich das kleine, furchtsame, braune Studentchen hinter der Stiege hervor, die das Podium vom Saal trennte, und mit einem Feuer, „wie Venus den Endymion geküsset," küßte er ihr die Hand, und sie neigte sich tief und erwiderte die Huldigung mit einem herzlichen Händedruck, den der entzückte Jüngling sein Lebtag nicht vergessen hat.

Eine Auszeichnung eigener Art wurde Corona durch die Widmung der 1775 erschienenen „Chronologie des deutschen Theaters", jenes bedeutendsten der älteren theatergeschichtlichen Versuche in Deutschland, zuteil, der den Gießener Professor Christian Heinrich Schmid und den jungen Leipziger Buchhändler Johann Gottfried Dyck zum Verfasser hatte. Dyck hatte es zur Abwechslung nicht die Sängerin, sondern die Schauspielerin Corona angetan, die in Liebhabervorstellungen, welche in dem reichen und kunstfreundlichen Hause Breitkopfs u. a. veranstaltet wurden, auch auf diesem Gebiete eine reizvolle Begabung an den

Tag gelegt hatte. „Wenn schon öfters," heißt es in Dycks Widmung, „Autoren Ihren musikalischen Talenten gehuldigt haben, so hat noch keiner gegen Ihre theatralischen die öffentliche Ehrfurcht an den Tag gelegt, die Ihnen gebührt. Stolz darauf, hierinnen der erste zu seyn, setze ich Ihren Namen kühn vor diesen Versuch einer Geschichte des deutschen Theaters. So oft ich von meinen Freunden Klagen über den Mangel an Schauspielerinnen hören mußte (denn hierinnen hat das deutsche Theater unstreitig zu wenig Zuwachs), so oft ich den Gründen nachdachte, welche von der Seite die Aufnahme unsrer Bühne hindern; so entstand in mir jederzeit der Wunsch, unser Theater möchte so eingerichtet seyn, daß Personen wie Sie es ohne Bedenken betreten könnten. Da ich der Privattheater keine Erwähnung thun durfte, so konnte ich auch nicht von demjenigen reden, auf welchem Sie die Rollen der Eugenie und der Cäcilie (im Galeerensklaven) mit solchem Beyfalle vorgestellt haben, daß man Ihnen von unsern eigentlichen Schauspielerinnen niemand als Madam Seiler und Madam Starke an die Seite zu setzen wußte. Daß solche Talente aber je auf öffentlicher Bühne glänzen könnten, wann steht dies zu hoffen? Wer entschließt sich gern, andre Verbindungen aufzugeben und sich ihr zu weihen, so lange sie keine öffentliche Anstalt wird? Nie aber wird sie dies werden, wenn nicht – welches fast unmöglich ist – der vernünftigen Liebhaber derselben so viel werden, als

es jetzt unvernünftige giebt. Die Bühne zu schätzen erfordert Verstand, da man blos Augen und Ohren nöthig hat, um an Malerey und Musik Geschmack zu finden. Ich sage Geschmack; denn Oesers Malereyen und Ihr Gesang, wenn er sich einem Hasse nachschwingt, erfodert eine Kennerschaft, die nicht so gemein ist: und Gemälde, welche zu denken geben, Musik, welche feinere Empfindungen erregt, finden immer auch die wenigsten Verehrer." Wie Friederike Oeser, die Tochter des berühmten Kupferstechers, in deren Hause Corona damals freundschaftlich verkehrte, in einem Briefe mitteilt, war die Künstlerin über diese Zueignung nicht nur nicht erbaut, sondern im Gegenteil sehr beleidigt, „ungeachtet sie fast alle die Lobsprüche, die ihr darinnen gegeben werden, verdient." Friederike sucht anfänglich den Grund in der Persönlichkeit Schmids, der als „Verfasser mancher alberner Satire auf manche würdige Männer" und als literarischer Händelsucher nicht eben den besten Ruf genoß, bemerkt dann aber in einem Postskriptum, die Zueignungsschrift stamme nicht von Schmid, sondern von einem jungen Buchhändler (dem oben genannten Dyck), der sterblich in Demoiselle Schröter verliebt wäre. Auch die verliebten Aufmerksamkeiten und Bemühungen anderer Männer ließ sie sich zwar gefallen und dankte gelegentlich mit einem Gruß oder Lächeln, aber sie wies durch herbe, jungfräuliche Sprödigkeit jede zu kecke Annäherung und Vertraulichkeit in die

Schranken. Auch vor der Ehefeſſel ſcheute die ganz in ihrer Kunſt Aufgehende zurück. Dr. Karl Wilhelm Müller, eine der angeſehenſten Perſönlichkeiten Leipzigs und Mitglied des Stadtrates, auch ein hochbegabter Freund und Kenner der ſchönen Künſte, der 1781 den Gewandhauskonzerten ihre welthiſtoriſche Stätte bereitet hat, hielt Ende der ſechziger Jahre um Coronas Hand an. Aber ſie ſchlug die Werbung des dreiundzwanzig Jahre älteren Mannes aus, der dann bis zum Ende ſeiner Tage – er ſtarb 1801 als Bürgermeiſter und geheimer Kriegsrat – unvermählt geblieben iſt. Wie nachhaltig ſeine Neigung zu dem ſchönen Mädchen geweſen, beweiſt auch der Umſtand, daß er noch in den achtziger Jahren ihr Porträt von Meiſter Anton Graff malen ließ. Nach Müllers Tode erwarb es der Herzog Karl Auguſt.

Seit dem Abgang der Schmehling erfreute ſich Corona ohne Rivalin ihrer Stellung als Primadonna des Großen Konzerts. Sie wohnte damals im Richterſchen Garten vor der Stadt im Hauſe des Kunſtgärtners Probſt, deſſen Tochter Wilhelmine ihre vertrauteſte und treueſte Freundin wurde. Im Jahre 1771 gewann ſie auch in dem damals neunzehnjährigen Studioſus Johann Friedrich Reichardt aus Königsberg einen ihrer begeiſtertſten Verehrer, der im Gegenſatz zu vielen anderen ihr durch die gleiche glühende Leidenſchaft für die Muſik beſonders ſympathiſch war. Reichardt gibt uns in ſeiner Selbſtbiographie

über seinen Verkehr mit Corona einen sehr anschaulichen Bericht:

„Ich sah die schöne, herrliche Künstlerin Corona Schröder und ward zum ersten Mal im Leben von heißer, inniger, tiefbegeisterter Liebe erfüllt und ganz durchdrungen. Sie ward mir die Sonne, die Tag und Nacht, Freud und Leid mir bestimmte, alles erhellte oder verdunkelte. Das Jahr, welches ich in Leipzig zubrachte, habe ich eigentlich nur für sie gelebt, so mannigfach ich mich auch nach vielen Seiten hin daneben zu beschäftigen suchte. Jeder Morgen und jeder Nachmittag ward fast ganz mit ihr, in ihrer Gartenwohnung vor der Stadt, an ihrem Flügel bei Hasseschen Partituren verlebt. Und wie verlebt! Sie sang, wenn gleich mit bedeckter Stimme – denn diese war durch unvernünftige Anstrengung beim Unterricht, um den höchst möglichen Umfang zu erzwingen, früh geschwächt worden – mit ganzer Seele und großem Ausdruck. Besonders declamirte sie das Recitativ meisterhaft. Ihre schöne Gestalt, ihre edle, hohe Haltung, ihr bewegliches, ausdrucksvolles Gesicht gab diesem recitativischen Vortrag eine Kraft, einen Zauber, den ich nie gekannt, vorher nie empfunden hatte. Für sie componirte ich die ersten italienischen Arien nach Poesien von Metastasio, fühlte aber sehr wohl, wie sie für eine solche Sängerin noch nicht gut genug waren, und kam gerne immer wieder mit ihr zu den Hasseschen Meisterscenen zurück, die sie so unübertreff-

lich vortrug. Besonders eine große Szene aus Hasse's „Artemisia", die mit der Arie schließt: „Rendetemi il mio ben, numi tiranni", konnte man gar nicht oft genug von ihr hören, und es verging selten ein Tag, wo ich sie nicht von ihr mir erbat; aber auch nie habe ich ihr ohne die tiefste Herzensbewegung gelauscht. Dieser hohe Genuß hat mich vielleicht allein zu dem Künstler gemacht, der ich geworden bin."

Auch vor einer wenn auch beschränkten Öffentlichkeit zeigten die beiden jungen Leute sich gemeinsam in ihrer Kunst, indem sie in Liebhaberkonzerten im Richterschen Gartensaal auftraten. „Nach einem solchen Konzert, das sie sehr erfreut und gerührt zu haben schien," erzählt Reichardt, „wagte ich es ihr in einem Gange des Gartens einen Kuß zu geben, der aber durch die spröde, wegwerfende Art, mit der sie diese Frechheit zurückwies, der einzige blieb. Ein leiser Händedruck, ja eher Fingerdruck blieb die höchste Belohnung für mein treues Dienen und die grenzenlose Verehrung und Liebe, die ich ihr zollte." In dem Bewußtsein ihrer Macht scheint das schöne zwanzigjährige Mädchen ihrem Anbeter gelegentlich auch einen unschuldigen Possen gespielt zu haben. So sprach sie sich einmal über eine besondere Art von Herrenrock sehr beifällig aus, und der junge Studiosus, der wie der junge Goethe von Hause aus viel Wert auf modische, ja kokette Tracht legte, hatte nichts eiligeres zu tun, als sich ein derartiges Kleidungs-

stück anfertigen zu lassen und der Geliebten sich darin zu präsentieren. Aber Corona lachte ihn herzhaft aus und erklärte, daß sie einen derartig kostbaren, mit rotem Atlas gefütterten, schwarzen Sammetrock nur bei alten Herren liebe. Einem oberflächlichen Beobachter mag die unermüdliche Hingebung Reichardts, der seiner Angebeteten wie ein Schatten folgte, leicht komisch erschienen sein. Als Johann Jacob Engel, der bekannte Berliner Poet und spätere Hoftheaterdirektor, 1772 seine komische Oper „Die Apotheke" erscheinen ließ, in der das Liebespaar Crönchen und Reiger hieß, wollte man in Corona und Reichardt die Modelle erblicken. Die Ähnlichkeit erscheint aber doch recht gering, denn wenn auch des Apothekers Töchterlein den jungen, verliebten Advokaten einmal neckisch zurückstößt, so hatte er sie doch vorher nach Herzenslust umarmen und küssen dürfen, und sie singt auf seinem Schoße sitzend ihm das Lied vor, bei dessen Vortrag er sich einst in sie verliebt hat. Auch zeigt das Crönchen der Operette nicht das vollkommen sittliche Betragen, das der jungen Schröterin allgemein nachgerühmt wurde, sondern täuscht ihren alten Vater, der von der Heiratspartie anfänglich nichts wissen will, mit der Dreistigkeit und Pfiffigkeit einer Pariser Kammerjungfer. So konnten die angeblichen Modelle sich schwerlich getroffen fühlen, aber für die, welche um Reichardts Verehrung für die Schröter wußten, mag die Namensgleichheit oder Ähn-

lichkeit einen gewiſſen pikanten Reiz gehabt haben.

Hatte es der jugendlichen Mädchenknoſpe ſchon nicht an Bewunderern gefehlt, ſo erregte die voll erblühte Roſe nicht nur ſchmachtende Bewunderung, ſondern auch unerlaubte Begierde. Der Schar der ehrbaren Anbeter, die dem ſchönen Mädchen gern Herz und Hand zum Ehebund gereicht hätten, geſellte ſich auch Chriſtian Gottfried Körner, der ſpätere Freund Schillers und Vater Theodor Körners, der damals in Leipzig ſeine Studien abſolvierte, bei, aber auch ſeine Neigung wurde von Corona nicht erwidert. Das ſchöne Äußere der Sängerin ſetzte ſogar den im Verkehr mit hübſchen Frauen verwöhnten Schauſpieldirektor Seyler in Flammen. Ganz begeiſtert ſchrieb er 1774 an ſeinen Freund, den Buchhändler Bertuch in Weimar, der gleichfalls zu Coronens Verehrern zählte: „Und die Schröderin? O welch ein Mädchen! Ich verzeihe Ihnen jetzt Ihre ganze Entzückung! Und Donna Koch?“ (eine damals viel gefeierte Leipziger Sängerin), „welch ein Nichts in Vergleichung mit ihr; ein einziger Blick von ihr iſt mir lieber als der Koch ganzes Hallelujah!“ Während keiner dieſer akademiſchen und bürgerlichen Verehrer Coronas ſich eines größeren Entgegenkommens rühmen durfte, ſcheint es der weltmänniſchen Eleganz und gewiſſenloſen Überredungskunſt eines gräflichen Don Juans gelungen zu ſein, das ſchöne Mädchen wenigſtens für eine kurze Weile zu

betören und auf einen gefährlichen Pfad zu locken. Wie später die von allen Seiten umschwärmte Henriette Sontag dem lockenden Glanz der neunzackigen Krone nicht zu widerstehen vermochte und sich dem Grafen Rossi heimlich antrauen ließ, so glaubte damals wohl auch die Tochter des armen Musikus aus Guben, ihr freies Künstlertum mit dem sorgenlosen Leben an der Seite eines gräflichen Gatten vertauschen zu dürfen, und folgte ihrem Anbeter nach Dresden, wo angeblich die Trauung stattfinden sollte. Über die Einzelheiten der Affäre sind wir ganz im Dunkeln. Wir wissen nur, daß ältere und erfahrenere Leipziger Freunde der jungen Sängerin, die gegen die ehrlichen Absichten des Grafen begründete Zweifel hegten, im entscheidenden Moment dazwischen getreten sind und Corona vor einer Enttäuschung bewahrt haben, die sie bei ihrem tief angelegten Charakter vermutlich fürs Leben geknickt haben würde. Wir besitzen einen Brief Goethes an seinen und Coronas gemeinschaftlichen Bekannten, den Kaufmann Steinauer in Leipzig, in dem es heißt: „Danke, daß Sie Crönchen so erwischt haben. Sie sind ein ganzer Mann.“ In einem späteren Briefe bittet er ihn, „die Schröter, den Engel,“ zu trösten. Wir dürfen wohl annehmen, daß der genannte väterliche Freund das Liebespaar bei dem entscheidenden Rendezvous im Moment der Flucht überrascht und den Verführer vertrieben hat, noch ehe er die vermutlich beabsichtigte Schein-

trauung, die ihm Corona in die Arme geliefert hätte, in Szene gesetzt hatte. Wenn uns, wie gesagt, über diese Affäre auch keinerlei nähere Einzelheiten überliefert worden sind, so wird trotz der leicht begreiflichen Diskretion aller Beteiligten doch etwas durchgesickert sein und die Neugierde und der Klatsch sich geregt haben, Erscheinungen, die sicherlich nicht dazu beitrugen, Coronen den Leipziger Aufenthalt angenehm zu machen. Aber ein anderer, gewichtigerer Umstand kam hinzu, der sie in Stunden ruhiger Überlegung mit bangen Zweifeln erfüllen mußte, ob sie auf die Dauer ihre Primadonnenstellung würde behaupten können. Wir sahen vorhin, daß selbst ein so schwärmerisch begeisterter Verehrer Coronas, wie Reichardt, für jenen durch den unvorsichtigen Jugendunterricht verursachten Fehler in ihrer Stimme nicht blind war. Und Friederike Oeser, die doch nichts weniger als Voreingenommenheit gegen sie bekundet, schrieb 1775 an eine im Ausland lebende Tante, die sich für das Leipziger Kunstleben interessierte, u. a. über die Schröter: „Allein ungeachtet sie nur selbst einige zwanzig ist, hat sie doch fast gänzlich ihre Stimme verloren. Sie spielt sehr schön Klavier und bläst ganz allerliebst die Flöte, spricht französisch und italienisch vollkommen und würde eine unserer ersten Schauspielerinnen sein, wenn sie sich entschließen könnte, aufs Theater zu gehen. Sie spielt zuweilen zu ihrem Vergnügen, wo sie ihre Freunde und Be-

kannten dazu einladet." Hiller hatte nach dem Abgang der Mara eine Singschule für Damen gegründet und zunächst einige talentvolle Schwestern aus Böhmen als Novizen gewonnen. Auch er verhehlte sich sicherlich nicht, daß trotz aller äußeren Vorzüge Coronas die wahrhaften Musikkenner mit einer für den Koloraturgesang verdorbenen Stimme allmählich Unzufriedenheit bekunden würden, und daß es geraten wäre, beizeiten für Nachwuchs zu sorgen. Die Sängerin selbst wird aus den zarten, aber wohl häufig wiederkehrenden Anspielungen und Hinweisen ihrer Freunde und Freundinnen die Empfindung gewonnen haben, daß man die Abnahme ihrer Stimmittel bemerke und sie den Übergang in die größere Dauer versprechende Tätigkeit als Schauspielerin vollziehen sehen wollten. Wie es bei Männern und Frauen, die eine künstlerische Doppeltätigkeit ausüben und über die eigentliche stärkste Seite ihrer Begabung sich selber nicht klar sind, so oft der Fall ist, wird Corona gegen solche wohlmeinenden Freunde und Freundinnen, die ihre Leistungen als Schauspielerin, als Klavierspielerin, als Malerin lobten und von der Sängerin schwiegen, Bitterkeit, ja gelegentlich Haß empfunden haben. Stieß dieser junge Mensch, der ihr eine Chronologie des deutschen Theaters widmete und öffentlich ihren schauspielerischen Fähigkeiten huldigte, sie nicht geradezu darauf hin, daß sie besser täte, aus dem Konzertsaal zu verschwinden? Freilich gab er zu, daß sie, die

Hohe, Reine, die gewohnt sei, im Konzertsaal zu glänzen, zu schade wäre, in die buntgemischte Wandertruppe einzutreten, die auf der Bühne des auf der ehemaligen Ranstedter Bastei erbauten neuen Theaters in meist recht fragwürdigen Stücken nach dem Beifall der Menge haschte. Mochte auch das Konzertpublikum, das sich im Schwanensaal am Brühl versammelte, nicht das idealste sein und bald durch geschwätzige Unruhe, bald durch Lauheit im Applaus seinen Mangel an musikalischem Verständnis bekunden, bei den Klängen von Hasses heiliger Helena fühlte eine Künstlerin sich doch ganz anders der gemeinen Deutlichkeit der Dinge entrückt, als wenn sie in den Bearbeitungen ausländischer Burlesken und Singspiele, wie „Der Teufel ist los" ihres Lehrers Hiller, im Theater aufgetreten wäre. Zwar hatte bereits Lessing mit seiner „Miß Sarah Sampson", mit seiner Emilia und Minna, dem schalkhaft klugen Mädchen, Rollen geschaffen, die das größte weibliche Schauspielergenie reizen konnten. Zwar lockte schon die Ophelia in mehr als einer Hamletbearbeitung, und Wielands „Alceste" und manche Heldinnen Gotters, Metastasios und Voltaires konnten als würdige Aufgaben für eine Priesterin der dramatischen Muse erscheinen, aber noch weniger als heute durfte der Direktor einer Wandertruppe daran denken, sein Repertoire auf ernsthafte Darbietungen zu stützen und kostspielige weibliche Kräfte lediglich für die Aufgaben des ernsten Dramas sich zu

Corona Schröter.
Nach dem angeblichen Selbstporträt in der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar.

verpflichten. Wer damals zur Bühne ging, mußte in allen Sätteln gerecht ſein, im ernſten Schauſpiel wie in der Poſſe, als Sänger und als Tänzer ſeine Fertigkeit beweiſen. Kolombine, die auf der Bühne durch Kußhändchen und Gliederreiz die Männerwelt entzückte, durfte nicht die Spröde ſpielen, wenn ein freigebiger Dandy oder ein hochmögendes Mitglied der Theaterkommiſſion ihr hinter den Kuliſſen die geſchminkten Wangen ſtreichelte und für genoſſene Gunſt durch fleißig abonnierte Logen und direkte Geldgaben ſich dem Direktor dankbar erwies. „Wer entſchließt ſich gern, andere Verbindungen aufzugeben und ſich der Bühne zu weihen, ſo lange ſie keine öffentliche Anſtalt wird," hatte Dyck Coronen gefragt. Es war „keine öffentliche Anſtalt", aber das vornehmſte und eigenartigſte Liebhabertheater von der Welt, zu deſſen Gunſten die ſchöne Sängerin ſich dennoch entſchloß, ihrer Tätigkeit im Leipziger Großen Konzert Valet zu ſagen. Außer den ſchon genannten Gründen und außer der Selbſterkenntnis, daß ſie der anſtrengenden Leipziger Konzerttätigkeit auf die Dauer nicht würde gewachſen ſein, ſprach noch ein gewichtigerer Umſtand mit: die Liebe.

III.

Der Weimarer Musenhof.

Am 7. November 1775 war Goethe, der Einladung des jungen Herzogs Karl August Folge leistend, in Weimar eingetroffen. Im Vergleich zu dem großen belebten Frankfurt konnte die fernab von der Heerstraße liegende kleine thüringische Landstadt nicht eben einen günstigen Eindruck auf ihn machen. „Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand château," hat Frau von Staël das Bethlehem der deutschen Literatur treffend charakterisiert. Die hohe Ringmauer, die sich um die ganze Stadt zog, die vier Tore mit Fallgattern, die abends fürsorglich geschlossen wurden, verliehen dem ganzen Orte burgartigen Charakter. Nur fehlten die ragenden Türme, denn das alte Residenzschloß war im Mai 1774 durch einen furchtbaren Brand in Asche gelegt, und die jugendliche Herrschaft nahm sich mit dem Neubau Zeit. „Ferrara ward durch seine Fürsten groß." Es war kein hohles Kompliment, wenn man das

Dichterwort beziehungsvoll auf Weimars Herrscherhaus anwandte, denn die Klugheit und Liebenswürdigkeit einer fürstlichen Frau hatten in dieser kleinen, unbedeutenden Residenz den Boden geebnet, auf dem die herrlichste Saat geistiger Kultur Deutschlands aufsprießen sollte. Nach freudlosen Kinderjahren sechzehnjährig einem nur wenige Jahre älteren Prinzen vermählt und nach zweijähriger, mit zwei Söhnen gesegneter Ehe bereits Witwe geworden, hatte Herzogin Anna Amalia, die nicht nur äußerlich ihrem großen Oheim Friedrich von Preußen glich, ihr kleines Staatsschifflein behend und klug durch die Stürme und Klippen des Siebenjährigen Krieges gesteuert, und, da sie in ihrer nächsten Umgebung die „rechte Urbanität" vermißte, mit glücklicher Wahl einige neue Männer an ihre Seite berufen, die – Wieland, Musäus und Knebel an der Spitze – bei aller Verschiedenheit der geistigen Begabung geeignet waren, im Bunde mit der erlauchten Protektorin und anmutigen Frauen dem Hofleben eine anregende geistige Atmosphäre zu verleihen. Von Hause aus eine Freundin und treffliche Kennerin der Musik, in der sie sich mit Vorliebe auch selbst ausübend betätigte, eine Freundin heiterer, geselliger Unterhaltung, begegnete die junge Fürstin sich mit ihrem Gemahl in dem Wunsche, ihrer Residenz auch ein ständiges Hoftheater zu schaffen. Bereits im ersten Jahre von Karl August Constantins Regierung (1756) wurde der damals weitberühmte

Prinzipal Karl Theophilus Döbbelin mit seiner Truppe als „Hofkomödiant“ gegen die nach damaligem Geldwert hohen Summe von 6800 Reichstalern jährlich angeworben. Und als Döbbelin bereits im Jahre darauf, vermutlich infolge einer Differenz mit dem Herzog, Weimar verließ, wurde der Kammerjunker von Dürckheim in aller Form als Intendant der Hofbühne bestallt. Aber schon 1758 machte der plötzliche Tod des dreiundzwanzigjährigen Herzogs dem jungen Unternehmen ein Ende. Die Schauspieler wurden entlassen, und zehn Jahre lang war Weimar theaterlos. Im Jahre 1768 benutzte Anna Amalia einen günstigen Zufall, sich und der Hofgesellschaft wieder das lang entbehrte Theatervergnügen zu verschaffen. Auf Betreiben einiger Pedanten im Professorentalar, die für das Heil der ihnen anvertrauten akademischen Jugend vom häufigeren Besuche der Schaubühne Gefahren befürchteten, war dem tüchtigen Leipziger Theaterdirektor Koch von einem hohen Magistrat untersagt worden, öfters als zweimal in der Woche zu spielen. Da Koch bei diesem neuen Modus bald nicht mehr seine Rechnung fand, so wollte er seine Gesellschaft auseinandergehen lassen, als die Herzogin von Weimar den unter solchen Umständen doppelt willkommenen und ehrenvollen Ruf an ihn ergehen ließ, seinen Thespiskarren im Weimarer Residenzschlosse einzustellen. Das Repertoire Kochs setzte sich hauptsächlich aus Singspielen und Operetten zusammen. Im Jahre 1771 trat

der Prinzipal Abel Seyler an seine Stelle. Die Weimarer Hofgesellschaft konnte mit dem Tausch zufrieden sein, denn Seyler vereinigte in seiner Truppe mehrere der hervorragendsten Schauspielkräfte der damaligen Zeit, voran den großen Conrad Ekhoff und Lessings Patenkind, die ausgezeichnete Sängerin Minna Brandes, ferner die treffliche Madame Hensel, die in Weimar Frau Seyler wurde, die hochbegabte Romana Koch, Wielands erste Alceste, Johann Christian Brandes, den bekannten fruchtbaren dramatischen Dichter und bewährten Väterspieler. Das Repertoire des Hoftheaters zeigte denn auch erfreulichen Aufschwung. Man gab Lessings „Miß Sarah Sampson" und „Minna von Barnhelm", Diderots „Hausvater" und Molières „Geizigen"; Wielands „Alceste" mit der Musik von Schweitzer, die erste eigentliche deutsche Oper, erlebte im Jahre 1773 auf der Weimarer Hofbühne ihre Uraufführung. Der Schloßbrand im Mai des folgenden Jahres vernichtete aber auch den Theatersaal, und Anna Amalia sah sich genötigt, sowohl aus Ersparnisrücksichten wie in Ermangelung eines anderen passenden Spiellokals die Seylersche Gesellschaft, die sie mit fürstlicher Freigebigkeit besoldet hatte, zu entlassen. Aber ganz konnte und wollte man auf das Theatervergnügen nicht verzichten. Die Berufsschauspieler fehlten, so spielte man eben selbst, wie es in den Rokokosalons und zwischen den Taxushecken der Parks an so manchem fürstlichen Hofe und in reichen adligen und bürger-

lichen Kreiſen jener Tage gern geübte Sitte war. Die Ankunft Goethes, des jungen, gefeierten und ideenreichen Dichters, gab dieſen Beſtrebungen der Hofgeſellſchaft natürlich neue Anregung und neue Ziele. Der Freund und Mentor des achtzehnjährigen Herzogs war auch der geborene maître de plaisir, der mit ſeinem alles belebenden und alles durchdringenden Geiſte die Geſellſchaft mit ſich fortriß und auch das ſcherzhafte und harmloſe Spiel zu adeln wußte. „Goethe," berichtet Wieland an Merck 1776, „lebt und regiert und wüthet und gibt Regenwetter und Sonnenſchein, tour à tour, comme vous savez, und macht uns glücklich, er mache, was er will." Die Menſchen, die ſich damals auf engem Fleck zuſammenfanden, paßten nicht nur durch die Gemeinſamkeit ihrer Intereſſen, ſondern auch durch ihr Alter zueinander. Sie waren alle jung: Papa Wieland, der älteſte, hatte eben erſt das Schwabenalter überſchritten, Muſäus es juſt erreicht. Die Herzoginwitwe Anna Amalia war 36 Jahre alt und ſprühte von Lebensluſt und Laune. Charlotte von Stein ging ins 34. Lebensjahr. Das junge Herrſcherpaar Karl Auguſt und Luiſe zählten 18 Lenze, der Bruder Prinz Konſtantin 17. Von den Kammerherren waren von Einſiedel 25, ſeine Kameraden von Knebel und von Seckendorff beide 31 Jahre alt. Friedrich Juſtin Bertuch, der geheime Sekretär und Schatzmeiſter des Liebhabertheaters, zählte 28 Jahre. Von dem Vorrecht der Jugend, ſich aus-

zutoben, machten der achtzehnjährige Fürſt und ſeine Genoſſen gehörigen Gebrauch. Nach dem Urteil alter und ſchon etwas grämlich gewordener Männer wie Vater Klopſtock, dem die Vorgänge am Weimarer Hofe überdies entſtellt und übertrieben geſchildert wurden, ſogar ungehörigen. „Wir machen des Teufels Zeug," berichtet Goethe vergnügt an Merck. Man zechte, ritt, jagte, liebelte und tanzte nicht nur unter ſich, ſondern auch auf Dorfkirmeſſen und Bauernhochzeiten. Man brauſte wie die wilde Jagd mit Horrido und Peitſchenknall und flackernden Windlichtern durch den nächtlichen Forſt, lief Schlittſchuh und fuhr in glänzendem Korſo mit Pagen, Heiduken und Vorreitern Schlitten, warf manchen Louisdor und Laubtaler auf den Pharotiſch und ſchwelgte im bunten Gewühl der Maskenbälle und Redouten bis zum jungen Morgen. Und vor allem ſpielte man leidenſchaftlich Theater, am liebſten im Freien, in Ettersburg und in Tiefurt, in der grünen Umrahmung der Naturkuliſſen, unter dem leuchtenden Tagesgeſtirn oder beim matten Glanze des Mondes und bei loderndem Fackelſchein.

Als euern Tempel grauſe Glut verheert,
Wart ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre ſtiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wie viel Plätzen lag vor euch gebückt
Ein ſchwer befriedigt Publikum entzückt!

In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal,

Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht
Erscheint ihr, die ihr vielgestaltet seid,
Im Reitrock bald und bald im Galakleid.

Herzogin-Mutter, Herzog und Prinz stellten sich an die Spitze der Akteurs und Aktricen. Wer von der Hofgesellschaft oder aus den besseren Bürgerkreisen im Rufe stand, musikalische und schauspielerische Begabung zu besitzen, oder wenigstens Lust und guten Willen bezeigte, wurde zur Mitwirkung herangezogen. „Sie wissen," schrieb scherzend die Herzogin-Mutter an den Darmstädter Freund Merck, „daß die Schloß Ettersburger Nation nicht in dem besten Geruch ist, und um sich kein Dementi zu geben, so fahren wir in unseren Lebensplänen fort. Alles was hier auf den Berg kommt, muß sich einer Probe unterwerfen." Man versuchte sich zunächst in leichten Aufgaben, an beliebten Operetten und Lustspielen, wie dem „Gärtnermädchen", dem „Milchmädchen" und Ayrenhofs von Friedrich dem Großen gelobten „Postzug". Für eine schwierige männliche Hauptrolle wie Cumberlands Westindier wurde gelegentlich ein so bewährter Berufsschauspieler wie Ekhoff aus dem nahen Gotha herbeigeholt. Die Kosten des fürstlichen Liebhabertheaters standen zu dem Vergnügen, das es der Hofgesellschaft gewährte, in gar keinem Verhältnis. Im Jahre 1776 wurden nur 631 Taler, im folgenden 1064 Taler nach Bertuchs sorgfältiger Buchführung dafür ausgegeben. Mie-

ding, der nie versagende „Direktor der Natur", erhielt als Theatermeister für seine jedesmalige Mitwirkung 3 Taler 12 Groschen. So war alles im besten Zuge, aber noch fehlte dieser fliegenden Bühne, noch fehlte den musikalischen Veranstaltungen bei Hofe eine hervorragende erste weibliche Kraft. Die Vokalistinnen der Hofkapelle, Frau Karoline Wolf und Frau Friederike Steingardt, die der Weimarer Hof- und Adreßkalender für das Jahr 1776 anführt, mochten wohl nicht allen Ansprüchen genügen, die man in musikalischer und, was nicht minder hier in Frage kam, in gesellschaftlicher Hinsicht nach Vorleben und Bildung an sie stellen mußte. In Gesprächen zwischen Goethe und der Herzogin-Mutter über diesen Punkt wird da ganz von selbst der Name Corona Schröter aufgetaucht sein. Nach der Art, wie Corona in einem Briefe Goethes an den Herzog diesen grüßen läßt, müssen wir annehmen, daß die Sängerin den fürstlichen Herrschaften bereits persönlich bekannt, vielleicht anläßlich eines Besuches, den Anna Amalia als Musikliebhaberin dem Großen Konzert in Leipzig in Begleitung ihres Sohnes abstattete, ihnen vorgestellt worden war. Coronas Bekanntschaft mit dem Hofsekretär Bertuch wird uns durch zwei liebenswürdige Plauderbriefe aus den Jahren 1774 und 1775 bezeugt. Bertuch hatte ihr sein eben erschienenes Drama „Elfriede", das den u. a. von Schiller und Paul Heyse dramatisierten englischen Legendenstoff behandelt, übersandt. Corona urteilt

ſehr wohlwollend über die recht ſchwache Dichtung und ſchreibt neckiſch an den damals noch Unvermählten: „So eine Gattin wünſche ich Ihnen, lieber Bertuch, ganz ſo wie Elfriede.“ Im ſelben Briefe empfiehlt ſie ſich Hofrat Wieland zu geneigtem Andenken, woraus wir ſchließen dürfen, daß ſie auch dieſem nicht nur par renommé bekannt war. Wie wenig übrigens Corona harmloſer Vertraulichkeit abhold war, die für uns heute freilich einen etwas kindlichen Beigeſchmack hat, lehren uns die Schlußworte ihres zweiten Briefes an Bertuch: „Leben Sie wohl, liebſtes Brüderchen, vergeſſen Sie ja nicht Ihr Schweſterchen Corona.“ Da nach Reichardts glaubwürdigem Zeugnis der damalige Studioſus Goethe „im Hauſe der Familie Breitkopf mit der ſchönen Corona manche erfreuliche Darſtellung (auf dem Liebhabertheater) veranſtaltet hat“, da wir ferner aus Goethes eigenem Munde wiſſen, daß er „den guten Hiller beſuchte und bei ihm freundliche Aufnahme fand“, Goethe auch in der Familie Oeſer ebenſo wie Corona aus und ein ging, ſo können wir mit Sicherheit annehmen, daß ſich zwiſchen den beiden jungen Leuten damals ein vertraulicher, freundſchaftlicher Verkehr herausgebildet hat, der nach der Sitte der Zeit mit dem geſchwiſterlichen Du und Koſeworten wie „Brüderchen“ und „Schweſterchen“ beſiegelt wurde. Auch Coronas Geſangsleiſtungen hatte Goethe 1776 gewiß noch in beſter Erinnerung. Nach allem lag es nahe, daß Goethe jetzt, als

das Gespräch auf eine eventuelle Berufung Coronas nach Weimar kam, sich mit Vergnügen bereit erklärte, anläßlich eines längst geplanten Besuches in Leipzig bei der schönen Sängerin zu sondieren, ob sie Neigung habe, ihren bisherigen Wirkungskreis mit Weimar zu vertauschen.

Es ist gelegentlich wohl so dargestellt worden, als habe Goethe Sehnsucht nach Corona empfunden und sie, um eine Lücke in seinem Leben und Herzen auszufüllen, nach Weimar herübergeholt. Davon kann keine Rede sein, Corona hatte nie zu Goethes Liebsten gezählt. Das leicht entzündliche Herz des jungen Dichters hatten in Leipzig Kätchen Schönkopf, in Straßburg Friederike, in Wetzlar Lotte Buff, in Frankfurt Lilli Schönemann besessen. Und noch vor seinem Eintritt in Weimar war ihm, wenigstens im Bilde, diejenige Frau begegnet, die von allen Freundinnen und Geliebten auf ihn den stärksten und dauerndsten Eindruck machen und am entscheidendsten in sein Leben eingreifen sollte. Johann Georg Zimmermann, der berühmte hannöversche Leibmedikus, viel konsultierte Pyrmonter Brunnenarzt und Autor der einst viel gelesenen „Stunden der Einsamkeit" und anderer populärwissenschaftlicher Schriften, hatte ihn, als Goethe im Juli 1775 in Straßburg seine Silhouettensammlung durchblätterte, die die Stelle der heutigen Photographiealbums vertrat und bei einer so viel gereisten und viel gesuchten Persönlichkeit wie Zimmermann natürlich eine besonders schöne

und reichhaltige war, auf den Schattenriß einer Frau Oberſtallmeiſter von Stein geb. von Schardt in Weimar aufmerkſam gemacht. Goethe wurde ſofort von dem Bilde ſo gefeſſelt, daß er nicht nur die Worte darunter ſchrieb: „Es wäre ein herrliches Schauſpiel, zu ſehen, wie die Welt ſich in dieſer Seele ſpiegelt. Sie ſieht die Welt wie ſie iſt, und doch durch das Medium der Liebe. So iſt auch Sanftheit der allgemeine Eindruck“ – ſondern daß er auch, wenn wir Zimmermann trauen dürfen, vor Aufregung drei ſchlafloſe Nächte verbrachte. Der galante Arzt verfehlte ſeinerſeits nicht, in ſeinem nächſten Briefe an Frau von Stein, die zu ſeinen Patientinnen in Pyrmont zählte, dies ſchmeichelhafte Urteil und den ungewöhnlichen Eindruck, den ihr Bild auf den Autor des „Götz“ und „Werther“ gemacht, der Dame bekannt zu geben und anzukündigen, daß Goethe ihr nächſtens in Weimar einen Beſuch abſtatten würde. Da Charlotte, wie Zimmermann bekannt war, bereits den „Werther“ und „Clavigo“ mit Beifall geleſen hatte, ſo konnten ihr die Worte des raſch berühmt gewordenen Poeten nicht gleichgültig ſein. Auf Goethe hatte das Porträt der intereſſanten Unbekannten einen ſo nachhaltigen Eindruck gemacht, daß er es an Lavater zur Aufnahme in deſſen damals von aller Welt beſprochenen „Phyſiognomiſchen Fragmente“ nebſt einigen erklärenden Zeilen überſandte. Er analyſierte den Charakter nach den Geſichtszügen wie folgt: „Feſtigkeit, gefäl-

liges, unverändertes Wohnen des Gegenstandes, Behagen in sich selbst; liebevolle Gefälligkeit; Naivetät und Güte, selbstfließende Rede; nachgiebige Festigkeit, Wohlwollen, treubleibend, siegt mit Netzen." Die letzten Worte waren bedeutsam und sollten sich nur allzugut bewahrheiten. Der Zug des Herzens war wenn je so in diesem Falle des Schicksals Stimme. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Weimar wurde Goethe vom Herzog selbst bei der Frau Oberstallmeister eingeführt. Die erste persönliche Bekanntschaft bereitete beiderseits keine Enttäuschung. Goethe ging entzückt von „diesem Engel von Weibe" weg, und bereits Anfang Dezember war er auf Groß-Kochberg, dem Gute des Oberstallmeisters, so heimisch, daß er Namenszug und Datum seines Besuches auf Charlottens Schreibtisch als Denkmal ihrer Freundschaft eintragen durfte. Vom 8. Januar 1776 datiert das erste der zahllosen „süß Zettelchen", mit denen er im Laufe der Jahre die Geliebte überschüttet hat. Schon im dritten Briefe nannte er sie seine Besänftigerin, und im sechsten vom 28. Jänner 1776 versicherte er dem „lieben Engel": Wenn ich jemand lieber haben kann, will ichs Dir sagen, will Dich ungeplagt lassen. Frau von Stein stand, als Goethe sie kennen lernte, bereits im 33. Lebensjahre, war seit zehn Jahren verheiratet und Mutter von sieben Kindern, von denen vier indessen bald nach der Geburt gestorben waren. Als Schönheit können wir sie nach dem uns

überlieferten Paſtellbilde nicht bezeichnen, wenn auch der junge, überſchwengliche Graf Stolberg 1775 ſie ein „wunderſchönes, ſüßes Weibchen“ nannte. Schiller, der ſie erſt Mitte der achtziger Jahre kennen lernte, traf mit ſeiner Charakteriſtik Charlottens in einem Briefe an Körner wohl das Richtige: „Die beſte unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene, intereſſante Perſon, und von der ich begreife, daß Goethe ſich ganz an ſie attachiert hat. Schön kann ſie nie geweſen ſein, aber ihr Geſicht hat einen ſanften Ernſt und eine ganz eigene Offenheit. Ein geſunder Verſtand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Weſen.“ Wenn auch ihre Ehe mit dem herzoglichen Oberſtallmeiſter, einem derbjovialen, aufs Praktiſche, Pferdezucht und Landwirtſchaft gerichteten Manne, keine unglückliche genannt werden darf, ſo waren die beiden Menſchen doch ohne tieferes Verſtändnis füreinander durchs Leben geſchritten. Infolge der raſch aufeinander folgenden Geburten häufig kränkelnd, auch oft von trüben Gedanken und böſen Träumen geplagt, konnte Charlotte als der Typus der unverſtandenen, nach ihrem Befreier lechzenden Frau gelten, die im Roman und im Drama unſerer Zeit eine ſtehende Figur geworden iſt. Was den jungen Goethe von vornherein zu der Frau Oberſtallmeiſter hinzog, war der vollkommene Gegenſatz, den ſie zu allen ſeinen früheren Freundinnen und Geliebten bot. Bisher war er lediglich der geiſtig Gebende geweſen

und meist der sozial Höherstehende. Auch Lilli Schönemann, die vornehme Frankfurter Patriziertochter, war ihm nur ein „hübscher Grasaff". Jetzt begegnete ihm in Frau von Stein ein weibliches Wesen, bei dem sich dem Adel der Geburt der Adel des Geistes gesellte und zugleich jener gewisse Instinkt nachsichtiger betulicher Mütterlichkeit, den eine interessante femme de trente ans im Verkehr mit jüngeren Anbetern so gern betätigt. Goethe brauchte auf dem fremden, schlüpfrigen Parkett des Hofes, vor neue und heikle Aufgaben gestellt, eine Beichtigerin, eine Beraterin und Erzieherin. Der junge Most der Sturm- und Drangperiode gebärdete sich oft absurd. Abgesehen davon, daß eine Frau mit regem geistigen Interesse nicht gleichgültig bleiben konnte gegen die Huldigungen, die ihr ein junger, gefeierter Poet aus gutem Hause mit solchem Eifer entgegenbrachte, mußte es ihr als lockende Aufgabe erscheinen, in den Gärungs- und Klärungsprozeß einer so ungewöhnlichen Menschenseele bestimmend einzugreifen, den fesselos überschäumenden, jungen Strom in ein ruhiges Bett zu leiten. Daß Charlotten ihr Erziehungswerk anfänglich nicht ganz leicht geworden ist, ersehen wir aus einigen, erst in jüngster Zeit bekannt gewordenen Briefen an Zimmermann. In einem Schreiben vom 6. März 1776 heißt es: „Ich war den Abend im Konzert, Goethe nicht, vor einigen Stunden war er bei mir, gab mir für Sie das beigeschlossene Billet

und war toll über ihren Brief, den er mir auch vorlas, ich verteidigte Sie, gestand ihm, ich wünschte selbst, er möchte etwas von seinem wilden Wesen, darum ihn die Leute hier so schief beurteilen, ablegen, das im Grunde zwar nichts ist, als daß er jagt, scharf reitet, mit der großen Peitsche klatscht, alles in Gesellschaft des Herzogs. Gewiß sind dies seine Neigungen nicht, aber eine Weile muß ers so treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu stiften, so denk ich davon; er gab mir den Grund nicht an, verteidigte sich mit wunderbaren Gründen, mir bliebs als hätte er Unrecht. Er war sehr gut gegen mich, nannte mich im Vertrauen seines Herzens Du, das verwies ich ihm mit dem sanftesten Ton von der Welt sichs nicht anzugewöhnen weil es nun eben niemand wie ich zu verstehen weiß und er ohnedies oft gewisse Verhältnisse aus den Augen setzt, da springt er wild auf vom Kanapee, sagt ich muß fort, läuft ein paarmal auf und ab um seinen Stock zu suchen, find ihn nicht, rennt so zur Thür hinaus ohne Abschied ohne gute Nacht. Sehen Sie lieber Zimmermann so wars heute mit unserm Freund. Schon einige Male habe ich bittern Verdruß um ihn gehabt das weiß er nicht und solls nie wissen." Am 8. folgt ein Postskriptum: „Ich sollte gestern mit der Herzogin Mutter zum Wieland gehen, weil ich aber fürchtete Goethen da zu finden that ichs nicht. Ich habe erstaunlich viel auf meinem Herzen das ich dem Unmenschen sagen

muß. Es ist nicht möglich, mit seinem Betragen kommt er nicht durch die Welt; Wenn unser sanfter Sittenlehrer gekreuzigt wurde, so wird dieser bittere zerhackt. Warum sein beständiges Pasquilliren, es sind ja alles Geschöpfe des großen Wesens, das duldet sie ja, und nun sein unanständiges Betragen mit Fluchen mit pöbelhaften niedern Ausdrücken. Auf sein moralisches so bald es aufs Handeln ankommt, wirds vielleicht keinen Einfluß haben, aber er verdirbt andre; der Herzog hat sich wunderbar geändert, gestern war er bei mir, behauptete, daß alle Leute mit Anstand mit Manieren nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen könnten, wohl gab ich ihm zu, daß man in dem rauhen Wesen oft den ehrlichen Mann fände, aber doch wohl eben so oft in dem gesitteten; daher er auch niemanden mehr leiden mag, der nicht etwas ungeschliffenes an sich hat. Das ist nun alles von Goethen von dem Menschen, der für Tausende Kopf, und Herz hat, der alle Sachen so klar ohne Vorurteile sieht so bald er nur will, der über alles kann Herr werden, was er will. Ich fühls, Goethe und ich werden niemals Freunde; auch seine Art mit unserm Geschlecht umzugehn gefällt mir nicht, er ist eigentlich was man kokett nennt, es ist nicht Achtung genug in seinem Umgang. Zerreißen Sie meinen Brief, es ist mir als wenn ich eine Undankbarkeit gegen Goethen damit begangen hätte, aber um keine Falschheit zu begehn, will ichs ihm alles

ſagen ſobald ich nur Gelegenheit finde." Aus einem Briefe vom 10. Mai desſelben Jahres klingt ſchon eine andere Tonart: „Ich bin durch unſern lieben Goethe ins Deutſchſchreiben gekommen wie Sie ſehen, und ich danks ihm, was wird er wohl noch mehr aus mir machen? Denn wenn er hier, lebt er immer um mich herum: jetzt nenn ich ihn meinen Heiligen und darüber iſt er mir unſichtbar worden, ſeit einigen Tagen verſchwunden, und lebt in der Erde fünf Meilen von hier im Bergwerke." Solche Originalzeugniſſe Charlottens über ihre Beziehungen zu dem jungen Dichter ſind uns um ſo wertvoller, als wir bekanntlich ihre eigenen Briefe an Goethe nicht beſitzen, und die Hoffnung, daß ſie irgendwo doch noch einmal auftauchen könnten, heute als endgültig begraben gelten darf. Aber Goethes uns im Original erhalten gebliebene und in mehreren trefflichen Ausgaben bequem zugängliche Korreſpondenz mit der geliebten Frau gibt uns ein getreues Spiegelbild dieſes wunderſamen Verhältniſſes, mag auch der eine oder andere Brief von der Adreſſatin unterdrückt worden oder ſonſtwie verloren gegangen ſein.

Charlotte betont jahrelang gefliſſentlich das Geſchwiſterliche, rein Freundſchaftliche ihrer Beziehungen. Und Goethe nimmt die Wendung in ſeiner Antwort auf: „Ade, liebe Schweſter, weil es doch ſo ſein ſoll." Dann klagt er wieder: „Warum mich betrügen und Dich plagen, wir können einander nichts ſein und ſind einander

zu viel." Ein andermal wiederum vergleicht er reſigniert die Geliebte mit der Madonna, die gen Himmel fährt: „Vergebens daß ein Zurückbleibender ſeinen Arm nach ihr ausſtreckt, vergebens daß ein ſcheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal wiederwünſcht, ſie iſt nur in dem Glanz verſunken der ſie umgiebt, nur voll Sehnſucht nach dem Sterne der ihr über dem Haupte ſchwebt." An Lavater ſchreibt er über Charlotte: „Sie hat meine Mutter, Schweſter und Geliebte nach und nach geerbt, und es hat ſich ein Band geflochten wie die Bande der Natur ſind." Ein andermal nennt er ſie das Korkwams, das ihn über Waſſer hält, ſo daß er, ſelbſt wenn er wollte, ſich nicht ertränken könnte. Hundert kleine und größere Geſchenke und Talismane ſind die äußeren Zeichen ſtändigen Gedenkens. Blumen und Kuchen, friſcher Spargel und Petſchafte, Handſchuhe und Tücher, ein Schreibtiſch und ein Schlitten, endlich Ringe mit eingravierten Buchſtaben. Und das „Dein iſt mein Herz", das „C. v. S." und hundert ſüße Worte werden nicht nur in alle Rinden geſchnitten, ſondern in Steinplatten und Felſenhöhle gemeißelt. Eigentümlich mag es auf den erſten Blick berühren, daß Goethe ſeiner Beichtigerin auch über ſeine kleinen erotiſchen Zeitvertreibe, die ſogenannten Miſeleien mit hübſchen Hoffräuleins und Bauernmädchen berichtet. Er verſteht es freilich faſt immer, die Beichte in eine Huldigung für die Herzenskönigin ausklingen

zu lassen. Der alte Geheimrat hat einmal Eckermann gegenüber mit ablehnender Strenge geäußert, „daß die ersten Weimarer Jahre durch Liebschaften vielfach verdunkelt worden seien". Er liebte es überhaupt nicht, an das tolle Genietreiben jener Tage erinnert zu werden. In jenen Sturmjahren bekannte Goethe dagegen freimütig: „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum," und als Charlotte ihn 1776 absichtlich mied, erklärt er ihr, die „Mieseleien" seien doch das probateste Palliativ in solchen Umständen. „Das Milchmädchen gefiel mir wohl, mit etwas mehr Jugend und Gesundheit wäre sie mir gefährlich." Charlotte scheint diese Bekenntnisse einer jungen Mannesseele ohne Eifersucht mit großer Nachsicht aufgenommen zu haben. Sie fühlte deutlich, daß diese Schönen in Stadt und Land ihr nicht gefährlich waren und Goethe die Wahrheit sagte, wenn er ihr schrieb: „Meine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Miseleien hängen sich nur so an den Faden der Liebe zu Ihnen an, der mich durch mein jetzig Leben durchziehen hilft." Ihre erste wirkliche und allem Anscheine nach gefährliche Nebenbuhlerin sollte sie in Corona Schröter finden, weil in der schönen Künstlerin Goethe wieder einer Frau begegnete, die ihm mehr sein konnte als ein bloßer sinnlicher Zeitvertreib, die durch die Gemeinsamkeit künstlerischer Interessen sich ihm verbunden fühlte. Leider besitzen wir, um Goethes Beziehungen zu Corona be-

urteilen zu können, nicht annähernd ein solches Quellenmaterial wie in den Briefen des Dichters an Frau von Stein. Nur ein einziger Brief Goethes an Corona, der uns im folgenden noch beschäftigen wird, ist auf uns gekommen, und von Coronas Hand an Goethe besitzen wir keine Zeile. Zum Glück hat sich in Goethes Tagebüchern aus den Jahren 1775–1782 auch für Corona uns eine Quelle erschlossen, die zwar nicht eben reichlich strömt, aber immerhin ergiebig genug ist, um uns von den äußeren Vorgängen und auch von dem Seelenleben der drei Hauptpersonen einigermaßen ein Bild zu machen.

Im März 1776 war Goethe über Naumburg nach Leipzig abgereist. Der Anblick der Stadt, in der er eine entscheidende Epoche seiner Jugend verbracht hatte, berührte ihn wundersam. „Alles ist wie es war, nur ich bin anders." Sein erster Besuch galt Coronen, und in derselben Nacht noch schreibt er, getreu seiner Gepflogenheit, der geliebten Frau alle Herzenserlebnisse zu beichten: „Die Schröter ist ein Engel, wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich Euch könnt in Frieden lassen. Doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug. Ade." – Und an den Herzog schreibt er am selben Tage noch weit origineller und charakteristischer: „Lieber Herre, da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderlich worden beym Nähern, davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, steifröckigen,

krumbeinigen, Perrückengeklebten, Degenſchwänglichen Magiſters, gegen die Feyertags berockte, Allmodiſche, ſchlanckliche, vieldünckliche Studenten Buben, gegen die Zuckende, krinſende, ſchnäbelnde, und ſchwumelende Mägdlein, und gegen die ſtrozzliche, ſchwänzliche und finzliche Junge Mägde ausnimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Thoren als an Marientags Tags Feſte entgegnet ſind. Dagegen preſervirt mein äuſeres und inneres der Engel die Schrötern von der mich Gott bewahre was zu ſagen. Sie grüſſt und Steinauer nach Maasgabe ihres Beyleyds über hochdero Auſenbleiben und ſo weiter. Ich bin ſeit vier und zwanzig Stunden |: denn es iſt netto Abends Achte :| nicht bey Sinnen, das heißt bey zu viel Sinnen, über und unſinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedanken Zwirn auf und abgewickelt, dieſen Morgen ſtieg mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf. Ade lieber gnädiger Herr! – Und ſomit können Sie nie aufhören zu fühlen, daſſ ich Sie liebhabe. NB. Bleibe das wahre Detail zur Rückkunft ſchuldig, als da ſind pp. Leipzig d. 25. Merz 76." Am nächſten Tage iſt er wieder bei Corona. Sie trägt ihm den großen Monolog der Stella vor, und ſein Entzücken wächſt. Wieder berichtet er Charlotten: „Ich habe heute viel gelitten, aber auch einen Moment! – O ich will nichts davon ſchreiben, daß ich ſeine ganze Fülle erzählen kann. – Ich bin bei der Schröter – ein edel Geſchöpf in ſeiner

Art. – Ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! beſte Frau, was ſollte aus der werden!“ Keine langatmige Schilderung könnte uns lebendiger den überwältigenden, ſinnberauſchenden Eindruck bezeugen, den die damals im reifen Sommer ihrer Schönheit prangende fünfundzwanzigjährige Künſtlerin auf den ſiebenundzwanzigjährigen Poeten gemacht hat. Und wie mag Goethe Coronen erſchienen ſein? Wieland hat in einem Gedicht in ſeinem „deutſchen Merkur“ vom Januar 1776 uns geſchildert, wie der Gaſt des Herzogs alle Herzen entzückte:

„Auf einmal ſtand in unſrer Mitte
Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückſchwangerem Geſicht
Auf einem Drachen angeritten.
Ein ſchöner Hexenmeiſter es war
Mit einem ſchwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geiſterkönig, daher,
Und Niemand fragte: Wer iſt denn Der?
Wir fühlten beim erſten Blick: 's war Er!
Wir fühlten's mit allen unſern Sinnen
Durch alle unſere Adern rinnen.
So hat ſich nie in Gottes Welt
Ein Menſchenſohn uns dargeſtellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menſchheit ſo in ſich vereiniget;
So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereiniget!
Der unzerdrückt von ihrer Laſt,
So mächtig alle Natur umfaßt,

So tief in jedes Weſen ſich gräbt,
Und doch ſo innig im Ganzen lebt!
Das laß ich mir einen Zauber ſein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden,
Die Stunden wie Augenblicks verſchwunden!
Und wieder Augenblicke ſo reich,
An innerem Werthe Tagen gleich!
Was macht' er nicht aus unſern Seelen?
Wer ſchmelzt wie er die Luſt in Schmerz?
Wer kann ſo lieblich ängſten und quälen,
In ſüßen Thränen zerſchmelzen das Herz?
Wer aus der Seele innerſten Tiefen,
Mit ſolch entzückendem Ungeſtüm
Gefühle wecken, die ohne ihn
Uns ſelbſt verborgen im Dunkeln ſchliefen?

O welche Geſichte, welche Scenen
Hieß er vor unſern Augen entſtehen!
Wir wähnten nicht zu hören, zu ſehn,
Wir ſahn! Wer malt wie er, ſo ſchön
Und immer ohne zu verſchönen,
So wunderbarlich wahr, ſo neu,
Und dennoch Zug für Zug ſo treu!
Doch wie? Was ſag' ich malen? Er ſchafft,
Mit wahrer, mächt'ger Schöpferkraft
Erſchafft er Menſchen. Sie athmen, ſtreben;
In ihren innerſten Faſern iſt Leben.
Und jedes ſo ganz es ſelbſt, ſo rein,
Könnte nie etwas anders ſein!
Iſt immer ächter Menſch der Natur,
Nie Hirngeſpinſt, nie Caricatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral.
Nie überſpanntes Ideal!"

Wenn der Gottbegnadete, deſſen damalige Züge und ſtrahlende Augen uns Mays ſchönes Jugendporträt überliefert hat, auf einen reifen

Mann und selbst viel gefeierten Poeten derartig wirkte, wie mußte erst der Eindruck auf ein empfängliches Mädchenherz sein! Das war nicht mehr der siebzehnjährige studentische Stutzer, dessen huldigende Verslein man sich gnädiglich gefallen lassen und mit der Erlaubnis zum Handkuß belohnen durfte, das war der gefeierte Autor des „Götz" und „Werther", des „Clavigo" und der „Stella", der vertrauteste Freund eines Fürsten. In seiner lebendigen, anschaulichen Weise wird Goethe Coronen das Milieu des Weimarer Hofes, das lustige gesellige Treiben gemalt, und sie zum Schluß mit seiner Anfrage, ob sie nicht Lust habe, in diesen Kreis zu treten, um so angenehmer überrascht haben, als die früher geschilderten Umstände der schönen Sängerin das Scheiden von Leipzig erleichterten, ja vielleicht wünschenswert erscheinen ließen. Immerhin wird die Rücksicht und schuldige Pflicht der Dankbarkeit gegenüber ihrem Lehrer und väterlichen Freunde Hiller Corona abgehalten haben, schon jetzt ein bindendes Wort zu geben, mochte auch die Aussicht, als Kammersängerin in dem kunstsinnigen und fein gebildeten Kreise wirken zu können und in der beständigen Nähe eines Goethe zu sein, noch so locken, die Brücken hinter sich abzubrechen. Man hat lange geglaubt, daß Corona erst Ende 1777 oder gar erst Anfang 1778 in Weimar erschienen ist. Wir wissen jetzt aber, daß sie bereits im November 1776 an der neuen und dauerndsten Stätte ihrer Wirksamkeit an-

langte. Die letzten Abmachungen wurden brieflich getroffen. Corona erhielt den Gehalt von 400 Talern, den sie bisher als Sängerin des Leipziger Großen Konzertes bezogen, lebenslänglich zugesichert. Der letztere Umstand dürfte unter den praktischen Erwägungen die ausschlaggebende gewesen sein, da Corona die selbst von ihren besten Freunden bemerkte Abnahme ihrer Stimmmittel zweifellos selber spürte. Auch mußte sie aus Goethes Schilderung ersehen, daß sie den Übergang zum Schauspiel nirgends leichter und unmerkbarer vollziehen könnte, als durch ihre Mitwirkung auf dem fürstlichen Liebhabertheater. Frau von Stein hatte Goethes Briefe mit der begeisterten Schilderung des „Engels" postwendend erwidert und, wie Goethes Antwort vom letzten März bezeugt, nicht eben im freudigen Tone. „Ihr Brief," schreibt Goethe, „hat mich doch ein wenig gedrückt," aber zum Schluß heißt es: „Bald komme ich. Noch kann ich nicht von der Schröter weg." Es ist ja nur eine Vermutung, aber wohl keine allzu vage, daß diese Tränen und diese Traurigkeit nicht ohne Zusammenhang mit Goethes plötzlichem Enthusiasmus für die Leipziger Schöne standen. Die feinfühlige Frau mochte erkennen, daß hier mit einemmal jemand auf den Plan trat, der mit der Christel von Artern und den jungen Miſels bei Hofe nicht in eine Linie zu stellen war. Wohl mußte der plötzlich auftauchende Wunsch des Freundes nach einer Gattin und die bei Goethe aufdämmernde

Erkenntnis, daß ein ſolches Verhältnis von täglich ſich ſteigernder Intimität eines jungen Mannes zu einer verheirateten Frau trotz allem platoniſchen Weſen im Kern etwas Ungeſundes und Unnatürliches berge, Charlotten ein bedenkliches Symptom für die Dauer ihrer Herrſchaft ſein. Sie wird ſich freilich gehütet haben, Goethe einen direkten Vorwurf zu machen und Eiferſucht auf die Schröter zu bekunden, denn ſonſt würde er ſchwerlich mit dem Schlußſatz: „noch kann ich nicht von der Schröter weg“ ihr den Stachel noch tiefer in die Bruſt gedrückt haben. Und ſelbſt den Grund für Charlottens Verſtimmung in ſeinem Bericht über ſein Wiederſehen mit Corona zu finden, lag ihm fern, da er die Freundin bei ſeinen früheren Beichten von wirklichen Liebſchaften ſtets nachſichtig gefunden hatte und er ſich ſchwerlich Rechenſchaft davon ablegte, daß ſeine Neigung zu der ſchönen Sängerin eine ernſthaftere werden und mit der zu Charlotten in Wettbewerb treten könnte. – Am 16. November enthält das Tagebuch die Eintragung „Nachts Corona“, und wir dürfen annehmen, daß Goethe der an dieſem Tage in ſpäter Stunde in Weimar eingetroffenen Freundin ſofort einen Beſuch gemacht hat. Vermutlich hat er ſie im Hauſe des beiden befreundeten Sekretärs Bertuch, der ſich inzwiſchen verheiratet hatte, einquartiert. Auch am folgenden Tage war Goethe mit ihr zuſammen. Am 24. November ſang Corona das erſte Mal bei Hofe. Am 27. Dezember nahm ſie zum erſten-

mal an der Redoute teil. Das Tagebuch verzeichnet „Crone sehr schön". Als sie von einem vorteilhaften Kostüm unterstützt wie eine Juno in den Saal schritt, mag in der Tat manch Ausruf der Bewunderung sie begleitet haben. Ein heute in der Weimarer Bibliothek hängendes, fast lebensgroßes Ölgemälde, Coronas angebliches Selbstporträt, dessen Echtheit freilich von mancher Seite bezweifelt wird, gestattet uns, diesen Eindruck nachzuprüfen. Dies Bild, weitaus das schönste der unter Coronas Namen überlieferten, zeigt sie in der Tat als eine höchst anmutige Frau mit ungemein seelenvollen, braunen Augen unter edel geschwungenen Brauen, mit lockerem, reichem Haar, in das Blumen und Schleier geflochten sind. Eine kräftige, klassisch geschnittene Nase, ein runder, weicher Mund. Kinn, Hals und Brust prangen in voller jugendlicher Rundung. Der Gesamteindruck ist höchst reizvoll und lebendig; er läßt, wenn wir den hohen, schlanken und doch vollen Wuchs, die allseitig gerühmte Grazie der Bewegungen Coronas, die klangvolle Stimme und die gewählte Kunst der Toilette noch dazunehmen, vollkommen begreifen, daß für die Männerwelt des Weimarer Hofes mit der Leipziger Sängerin ein neuer Stern aufging. Mithin kann es uns, wenn wir in Goethes Tagebuch-Eintragungen lesen: „Abends mit Cronen, fieberhaft", „Zu Cronen, nachts, fieberhaft", „Bis zehn Uhr bei Cronen, nicht geschlafen, Herzklopfen und fliegende

Hitze", leicht begreiflich erscheinen, wenn jemand diese Worte so auslegen will, daß die holde Nähe der Freundin Goethe in ungewöhnliche Gemütserregung versetzt habe und nicht etwa eine heimtückisch heranschleichende Influenza oder ein Schnupfenfieber die unschuldig schuldige Ursache gewesen sei. Die schöne Schlittenbahn nach Tiefurt und Belvedere wurde zu gemeinsamen Partien benutzt, an denen auch andere Damen teilnahmen und es an allerlei Scherzen und Neckereien nicht fehlte. Im Januar 1777 führte Goethe die Freundin bei Charlotte gelegentlich eines Mittagessens, zu dem auch der Herzog geladen war, ein. Die gewandte Weltdame wird den neuen Gast nach der Regel „les amis de mes amis sont mes amis", mit aller äußeren Höflichkeit empfangen haben, zumal ja die Gegenwart des Herzogs besondere Rücksicht auferlegte, aber die Stimmung muß wohl eine etwas gezwungene gewesen sein, denn das Tagebuch verzeichnet „Streit über Raphael". Man suchte jedenfalls nach einem neutralen Thema, geriet, da sämtliche Teilnehmer des Diners Freunde der edlen Malkunst waren, leicht in eine einschlägige Diskussion, die dann leidenschaftlicheren Charakter annahm, als unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Auch die Tagebuch-Eintragung vom 15. Januar „Neuer Streit mit Charlotte" gibt zu denken. Wie in seinem Tagebuch, so bezeichnet Goethe auch Frau von Stein gegenüber die Freundin vertraulich und burschikos als

„Crone“ und als „das Miſel“. Bei der Zwangloſigkeit des Tones, der damals in der Weimarer Hofgeſellſchaft herrſchte, und da Goethe und Corona ja als Jugendfreunde gelten durften, konnte dieſe Vertraulichkeit nicht weiter auffallen.

Auch der junge Herzog hegte, wie es ſcheint, den Wunſch, in dem Freundſchaftsbunde der Dritte zu werden, und fing für die neue Dame ſofort Feuer. Am 8. und 9. Februar 1777 vermerkt Goethe mit lakoniſcher Kürze im Tagebuch: „Abends Crone und Herzog bei L.“ — wohl eine Dame der Hofgeſellſchaft — „ertappt. Zur Herzogin. Mit Herzog ausgemacht das Benehmen.“ Ein Boshafter könnte behaupten, daß das Crönchen ja von jeher für die Reize einer Krone nicht unempfänglich geweſen ſei und dem jungen Souverän Avancen gemacht habe. Böttiger, die männliche Klatſchbaſe von Weimar, wollte wiſſen, der Herzog habe die bei Bertuch einquartierte Corona täglich beſucht, und Bertuch ſei als Kuppler des Herzogs beredet worden. Schließlich habe Frau Bertuch die Schröter durch entſprechend aufgeſteckte Miene von allen ferneren Beſuchen abgeſchreckt. Dieſer Bericht trägt den Stempel boshafter Erfindung und Übertreibung an der Stirn. Daß die Aufmerkſamkeiten, die der Landesherr der ſchönen Künſtlerin entgegenbrachte, Geſprächsſtoff lieferten und zu Mißdeutungen Anlaß gaben, braucht man ebenſowenig zu beſtreiten, wie man andrerſeits annehmen kann, daß die Huldigungen eines Fürſten

unſerer Schönen nicht ganz gleichgültig geweſen ſein werden, und daß ſchon die Rückſicht auf den hohen Stand des Courmachers Coronen verbot, jene ablehnende Kälte an den Tag zu legen, mit der ſie in Leipzig ihre Verehrer zurückſchreckte. Schließlich ſteckt auch in der keuſcheſten Frau ein Quäntchen Koketterie. Daß Corona ihrer Ehre dem Herzog gegenüber nichts vergeben hat, iſt uns durch Karl Auguſts eigene Worte, der ſie marmorſchön, aber marmorkalt nannte, bezeugt. Auch Varnhagen von Enſe, der als gut unterrichtet gelten darf, ſchrieb 1848 an ſeinen Freund, den Goethebiographen Heinrich Viehoff, daß der Herzog ſeine Bewunderung fruchtlos bleiben ſah. Daß Goethe jeder intimeren Annäherung des Herzogs zu Corona energiſch entgegentrat, einfach mit Eiferſucht von ſeiner Seite zu erklären, wäre natürlich gänzlich verkehrt. Ihn beſtimmte vielmehr die Rückſicht einerſeits auf Corona, andrerſeits auf die von ihm hochverehrte Herzogin Luiſe. Die Ehe des Fürſtenpaares war in dieſen erſten Jahren keine glückliche, weil es beiden an Verſtändnis für die beiderſeitige Eigenart fehlte. Der Darmſtädter Prinzeſſin, die während längeren Aufenthaltes am ruſſiſchen Hofe an vornehme Zurückhaltung und ſteifes Zeremoniell gewöhnt und von Hauſe aus eine zart empfindende, vor der rauhen Berührung der Außenwelt mimoſenhaft zurückſchreckende Natur war, konnte das Derbe, Zwang- und Raſtloſe ihres zwanzigjährigen Gemahls nicht

gefallen. Sie ſchreckte vor ſeinen Kraftausdrücken, ſeinen dröhnenden, ſporenklingenden Tritten und ſeinen Jagdhunden, die er ungeniert in ihre Zimmer mitbrachte, zurück. Von ſeinen Liebesabenteuern auf den Jagdfahrten und Bauerntänzen machte ſie ſich ſichtlich übertriebene Vorſtellungen. Daß die Ehe längere Zeit kinderlos blieb und dann ſtatt des erſehnten Erbprinzen eine Prinzeſſin geboren wurde, trug auch nicht dazu bei, die Gatten einander näher zu bringen. Als aufrichtiger Freund des fürſtlichen Paares mußte Goethe eine ernſthafte Neigung des Fürſten für eine andere Frau unter ſolchen Umſtänden um jeden Preis zu verhüten ſuchen. Goethe hat Karl Auguſt wiederholt einen ſeltenen großen Menſchen genannt, und das war der Herzog auch ſicherlich. Schon die Briefe des Zwanzigjährigen bekunden eine Reife und Weite der Weltanſchauung, eine Sicherheit in der Beurteilung von Menſchen und Dingen, die wahrhaft frappierend iſt. Aber zwei Seelen wohnten in des Herzogs Bruſt. So wie ihn ſein Dämon zu großen Taten und Worten beflügelte, ſo zog er ihn auch zu Zeiten in die trivialſte Alltäglichkeit hinab. Goethe, der in ſeinem Gedicht „Ilmenau“ über den Herzog und ſein Verhältnis zu ihm ſo über die Maßen feinſinnig, freiſinnig und tiefgründig ſeine poetiſche Beichte abgelegt hat, kannte dieſe Schwäche, dieſen man möchte ſagen jungenhaften Zerſtörungstrieb Karl Auguſts beſſer als irgend ein anderer. Er konnte und durfte nicht dulden,

daß in müßiger Weile gedankenlos eine koſtbare Menſchenblüte geknickt wurde. Corona war zu einem fürſtlichen Spielzeug zu gut und zu einer langjährigen Favoritinnenrolle, wie ſie ihre ſpätere Kollegin Karoline Jagemann ſpielte, nicht geſchaffen. Goethe zögerte aus allen dieſen Gründen nicht, dem Herzog ſofort energiſch den Kopf zurecht zu ſetzen. Er redete ihn damals noch mit dem vertraulichen Du an und ſtand mit ihm etwa auf dem Fuße eines Leibburſchen zum Leibfuchs. Coronen gegenüber ſcheint er zunächſt geſchwiegen zu haben; erſt am 15. Februar verzeichnet das Tagebuch einen Beſuch der Sängerin mit ihrer inzwiſchen gleichfalls nach Weimar übergeſiedelten Freundin Minna Probſt und der uns unbekannten L. im Garten. Goethe wird wohl noch am ſelben Abend der Ertappung den Damen ſeine Meinung geſagt, Corona wird geſchmollt haben, und der jetzige Beſuch bedeutete die Verſöhnung. Auch ohne ihn hätte das Theater die beiden Freunde wieder zuſammengeführt, indem Ende Februar und Anfang März Proben und Aufführungen von „Erwin und Elmire“ und „Lila oder die gute Frau“ ſtattfanden.

Goethe hatte das letztere Stück zur Feier des Geburtstages der Herzogin am 30. Januar verfaßt. Im kindiſchen Spiel lag diesmal ein tiefer Sinn, denn Goethe beabſichtigte hinter der Vermummung des bunten Feſtſpiels der Herzogin eine Lehre zu erteilen. Er zeigte ihr in Lila, der Gattin des Barons Sternthal,

eine sanfte liebenswürdige Frau, die durch ein Übermaß von Empfindsamkeit und liebevoller Besorgnis gemütskrank geworden ist, sich aus dem Familienkreis in die Einsamkeit zurückgezogen und dem Verkehr mit übersinnlichen Wesen gewidmet hat. Der kluge Doktor Verazio schafft ihr Gesundheit und Lebensfreude wieder, indem er Lilas Angehörige veranlaßt, auf die krankhaften Ideen der Baronin einzugehen, Feen- und Gespensterballets zu veranstalten und Lila von ihrem Wahne, daß ihr Mann gestorben sei, zu heilen. In der ursprünglichen Fassung war das Verhältnis umgekehrt, der Baron gemütskrank und seine Gattin Lila seine Retterin, weil Goethe wohl fürchtete, daß die realen Voraussetzungen und Grundlagen seiner Dichtung sonst allzu deutlich werden möchten. Die vom Kammerherrn von Seckendorff vertonten Lieder und Arien boten Corona, die die Lila oder die Fee Sonna verkörperte, reiche Gelegenheit, ihre Gesangskunst zu zeigen. Für die Ausstattung des Stückes waren große Opfer gebracht, u. a. war Meister Oeser aus Leipzig geholt, um den Prospekt einer herrlichen Parklandschaft zu entwerfen.

In dem, im folgenden Jahre zum Geburtstag der Herzogin aufgeführten Stücke „Die geflickte Braut" oder, wie es später hieß: „Der Triumph der Empfindsamkeit" setzte Dr. Goethe-Verazio seine Kur fort. Wieder begegnet uns eine junge Fürstin, die in einer Phantasiewelt lebt und Neigung zu einem gemütskranken Prinzen

hegt, der mit allen Requisiten der Wertherzeit und empfindsamen Naturschwärmerei, vor allem aber mit einer großen ausgestopften Puppe, die seiner Geliebten Mandandane, der Gattin des Königs Andrason, völlig gleicht, durch die Welt zieht. Er ist in die Puppe so vernarrt, daß er die richtige Mandandane, als sie ihm in der Laube begegnet, gar nicht erkennt. Das Stück erreicht seinen Höhenpunkt in einer Szene burlesker Selbstpersiflage, wo der Puppe der Leib aufgeschnitten wird und nun außer Sternes „empfindsamer Reise", Rousseaus „Heloise" und anderen sentimentalen Moderomanen auch „Werthers Leiden" zum Vorschein kommen. Die Fürstin wird durch die Entdeckung, welch lächerlicher Überspanntheit ihr Prinz mit dieser Puppenliebe huldigte, von ihrer Schwärmerei geheilt.

Corona verkörperte in einem äußerst prächtigen Kleide, das nicht weniger als 66 Taler gekostet hatte, die Mandandane, außerdem aber mit nachhaltigstem Eindruck die Proserpina im gleichnamigen Monodrama, das Goethe in die Posse eingeschoben, wie er später einmal schrieb, freventlich eingeschoben hatte. Aber die direkte Beziehung, auf die es Goethe damals ankam, tritt so klar hervor, daß wir an ein zufälliges Einschiebsel, einen Lückenbüßer, nicht zu glauben vermögen. Proserpina, die Tochter der Ceres, die von Pluto ins Schattenreich entführt worden ist und sich nach dem Sonnenlicht, ihrer Mutter, ihren Freundinnen zurücksehnt und ihr trauriges Los als

Herrin der Unterwelt an der Seite eines ungeliebten Gatten verwünscht, aber ewig bleiben muß, weil sie von der Frucht des Granatbaumes gekostet hat, ist Herzogin Luise, wie sie Goethe damals mit der Märtyrerkrone erschien. Daß Corona Gelegenheit erhielt, ihre prachtvolle deklamatorische Begabung im Vortrag dieser leidenschaftlich wogenden freien Rhythmen zu betätigen, war natürlich ein Grund mehr, dieses scheinbar sinnlose Experiment der Einschiebung des hochtragischen Monologs zu wagen. Die junge Fürstin war durch ein bedeutungsvolles Widmungsgedicht darauf aufmerksam gemacht, daß „unter der Zaubermummerei doch guter Wille und Wahrheit sei".

Goethes Tagebuchaufzeichnungen zeigen 1777 und 1778 nach dem Zwischenfall im Februar das Bild eines ruhigen, freundschaftlichen Verkehrs mit Crone, dem ein gelegentlicher, nicht tragisch genommener Streit – z. B. am 9. März: „Ging zu Cronen, kriegte Pieks und ging nach Hause" – nur eine gewisse pikante Würze verlieh. Man schmollte ein paar Tage oder Wochen, traf sich dann bei Wieland oder einem anderen gemeinsamen Freund bei Tisch oder genoß die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes im Gartenhäuschen, in dem Goethe das lang ersehnte eigene Heim gefunden und alle Freuden des Hausherrn und Gärtners liebevoll auskostete. Um sich vor ungebetenen Besuchen möglichst zu schützen, hatte er die über die Ilm führenden Brücken durch

Tore verbarrikadiert, zu denen nur Frau von Stein die Schlüssel besaß; aber auch der schönen Schröter öffneten sie sich oft genug. Bald kam sie allein, bald in Gesellschaft der dicken Cypassis, wie Wieland ihre treue Begleiterin Minna Probst scherzhaft nannte. Manchmal blieb sie den ganzen Tag im Garten und wurde bei einem solchen Besuch von dem Freunde gezeichnet, manchmal kam sie zum Frühstück oder Mittag. Gelegentlich vermerkt das Tagebuch auch zwei Besuche an einem Tage. Andrerseits speiste Goethe auch häufig bei der Freundin oder unternahm mit ihr längere Spaziergänge und Spazierritte in die nähere und fernere Umgebung, da das talentvolle, vielseitige Mädchen auch die Kunst des Reitens sich zu eigen zu machen wußte. Einmal sehen wir sie zu Pferde Goethen ein tüchtiges Stück auf dem Wege nach Ilmenau begleiten. Mit Vorliebe erstreckten sich die Spaziergänge zu dem sogenannten Stern, einer an der Ilm sich hinziehenden anmutigen Grottenanlage. Wieland, der den beiden auf einem solchen Spaziergange einmal begegnete, hebt in einem Briefe an Merck mit Wohlgefallen hervor, daß „die schöne Schröterin in der unendlich edlen, attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt, und in ihrem ganz simplen und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmutigen Felsengegend aussah". Auch der Herzog wird sich dann und wann hinzugesellt, und Corona die Freunde durch Gesang und Lautenspiel erfreut haben. Daß

neidische Klatschbasen an diesen musikalischen Spaziergängen und Coronas Schnürbrust und Reifrock verschmähender Toilette Anstoß nahmen und von fleischfarbenen Trikots faselten, wohl gar die Herzogin gegen die kokette und vermeintlich unsittlich gekleidete Sängerin einzunehmen suchten, kann bei der instinktiven Abneigung der Masse gegen künstlerische Ausnahmenaturen nicht weiter wundernehmen. Auch das Schlittschuhlaufen, die von ihm am Weimarer Hof eingeführte und schnell beliebt gewordene neue Mode, hatte Goethe der Freundin gelehrt, und bis spät abends dehnte sich bei schönem Mondschein das muntere Spiel der blanken Eisen manchmal aus, so daß Goethe heimgekommen todmüde aufs Lager fiel. Welchen nachhaltigen Eindruck Goethe von diesen Abendstunden in der schweigenden, glitzernden Winternacht an der Seite der schönen Freundin empfangen hat, beweist die wundervoll lebendige Schilderung des Eislaufes von Flavio und Hilaria in „Wilhelm Meisters Wanderjahre", die aus diesem Grunde als autobiographisches Zeugnis hierher gesetzt sei.

„Der Himmel klärte sich auf, eine gewaltige Kälte, der Jahreszeit gemäß, trat ein: die Wasser gefroren, ehe sie verlaufen konnten. Da veränderte sich das Schauspiel der Welt vor allen Augen auf einmal; was durch Fluten erst getrennt war, hing nunmehr durch befestigten Boden zusammen, und alsobald that sich als erwünschte Vermittlerin die schöne Kunst hervor, welche, die

ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen, im hohen Norden erfunden worden. Die Rüstkammer öffnete sich, jedermann suchte nach seinen gezeichneten Stahlschuhen, begierig, die reine, glatte Fläche, selbst mit einiger Gefahr, als der erste zu beschreiten. Unter den Hausgenossen fanden sich viele zu höchster Leichtigkeit Geübte; denn dieses Vergnügen ward ihnen fast jedes Jahr auf benachbarten Seen und verbindenden Kanälen, diesmal in der fernhin erweiterten Fläche.

„Flavio fühlte sich nun erst durch und durch gesund, und Hilarie, seit ihren frühesten Jahren von dem Oheim eingeleitet, bewies sich so lieblich als kräftig auf dem neu erschaffenen Boden; man bewegte sich lustig und lustiger bald zusammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und meiden, was sonst so schwer aufs Herz fällt, ward hier zum kleinen, scherzhaften Frevel: man floh sich, um sich einander augenblicks wiederzufinden.

„Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen; jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr ins Weite beliebt; man mochte sich nicht voneinander entfernen, aus Furcht, sich zu verlieren, man faßte sich bei der Hand, um der Gegenwart ganz gewiß zu sein. Am allersüßesten schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten

und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten.

„Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten Augen Erwiderung wie sonst, aber es schien anders zu sein. Aus ihren Abgründen schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten, was der Mund weislich verschwieg; sie fühlten sich beide in einem festlich behaglichen Zustande.

„Alle hochstämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang daher glitzernden Wiederschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen." —

Eine einseitige Zusammenstellung der Corona betreffenden Tagebuchnotizen kann leicht den falschen Eindruck hervorrufen, als habe Goethe der jüngeren und schöneren Freundin halber Charlotte vernachlässigt, aber das war nicht der Fall. Er hat vielmehr, ohne sich durch solche Inanspruchnahme beschwert zu fühlen, seine Zeit zwischen seinen beiden Egerien geteilt. Weilte Charlotte auf Kochberg oder im Bade, so wurden die Besuche bei Corona natürlich häufiger und länger ausgedehnt. Von irgend welchem Verdrängen Charlottens durch Corona kann aber keine Rede sein. Goethe bleibt sich in den Aus-

drücken seiner Verehrung und Zärtlichkeit wie in seinen Klagen über vermeintliche und wirkliche Vernachlässigung und zu strenge Behandlung gleich. Er treibt nach wie vor mit Charlotte Sprachen, Zeichnen, Physik, Astronomie, Gesteinskunde und versorgt sie unermüdlich mit Büchern und Neuigkeiten aus der großen Welt, speist bei ihr zu Mittag und zu Abend und erbittet und versendet einen derben Imbiß zum Frühstück oder kleine Leckereien, Erstlinge des Gartens und der Saison, zum Nachtisch. Auch bei Corona betätigte er natürlich den Grundsatz, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten. Zweifellos ergänzten sich beide Frauen für Goethes Empfinden in erfreulichem Maße. Daß er gelegentlich geschwankt haben mag, ob nicht Corona der alternden Baronin vorzuziehen sei, daß er gelegentlich ganz im Bann der schönen Freundin lag, dürfen wir, ohne Goethe zu verkleinern, getrost behaupten. Alles in allem spricht aus den Corona betreffenden Tagebuchnotizen aus jener Zeit eine heitere und zufriedene Stimmung, so wenn er nach einem späten Besuch bemerkt: „War in schönem bestätigtem Wesen."

Im Januar 1779 muß der Herzog die von Goethe empfangene Zurechtweisung und Warnung wieder vergessen haben, denn das Tagebuch meldet am 10.: „Abends nach dem Konzert eine radikale Erklärung mit dem Herzog über Crone. Meine Vermutung von bisher teils bestätigt, teils vernichtet. Endets gut für uns alle, ihr die ihr

uns am Gängelbande führt." Von Coronas Geſang hingeriſſen wird der junge Fürſt ihr wohl gar zu auffällig ſeine Huldigung dargebracht und die empfindliche Herzogin dadurch verſtimmt haben. Die Vermutung, daß der Herzog von ſeiner Leidenſchaft durch die damalige Szene noch nicht endgültig kuriert worden, lag ja nahe. Jetzt mag Karl Auguſt ehrenwörtlich erklärt haben, daß Corona ſich ihm gegenüber nichts vergeben habe und er von ihr mit den Worten der Tirolerin, die ſie in Goethes im Vorjahre in Ettersburg aufgeführten Scherzſpiel „Der Jahrmarkt von Plundersweilen" ſchalkhaft verkörperte, beſchieden ſei:

„Nicht immer gleich
Iſt ein galantes Mädchen
Ihr Herrn für Euch,
Nimmt ſich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich iſt die Schneck' in ihrem Haus
Und er macht ſo!" (d. h. er muß ſich den Mund wiſchen.)

Immerhin konnte dieſe neu aufflammende Neigung des Fürſten dem Freunde Beſorgnis einflößen, daß es doch einmal zu einer Kataſtrophe kommen würde. Von Crone hielt ſich Goethe diesmal, wie das Tagebuch bezeugt, länger als einen Monat fern und gab ihr dadurch deutlich zu verſtehen, daß ſie ſeine Warnungen und Ratſchläge, in bezug auf den Verkehr mit dem Herzog, nicht genügend befolgt habe. Sie tat wieder den erſten Schritt zur Verſöhnung, indem

ſie Goethe „wegen der zwei edlen Veroneſer“ beſuchte. Da von einer Aufführung dieſes Stückes zu jener Zeit nichts bekannt iſt, ſo hat der Wunſch, den betreffenden Band der Shakeſpeareausgabe von Goethe zu leihen oder mündliche Auskunft über das Stück zu erhalten, natürlich nur den äußeren Vorwand des Beſuches gebildet.

Einige Monate ſpäter ſollte Corona dem Dichter die reinſte Künſtlerfreude bereiten, die ihm bis dahin beſchieden geweſen. Am 6. April fand in Ettersburg die erſte Aufführung der „Iphigenie“ ſtatt, mit Corona in der Titelrolle, Goethe als Oreſtes, Knebel als Thoas, Prinz Konſtantin als Pylades, Sekretär Seydel als Arkas. Bei der dritten Aufführung am 12. Juli 1779 ſpielte Karl Auguſt den Pylades. Unter mannigfach erſchwerenden äußeren Umſtänden hatte Goethe dieſe bedeutendſte ſeiner bisherigen Schöpfungen in den Winter- und Frühjahrsmonaten des Jahres 1779 glücklich vollendet. Während er das läſtige Aushebungsgeſchäft der Rekruten überwachte und um die Notlage der arbeitsloſen Strumpfwirker in Apolda ſich kümmerte, begleitete ihn das angefangene Manuſkript. „Es iſt verflucht, der König von Tauris ſoll reden als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte,“ ſchreibt er an Frau von Stein. In guten Stunden im Dornburger Schlößchen und in der Waldidylle des Schwalbenſteins reifte die Dichtung zur Vollendung. Die Aufführung war die größte Leiſtung, die das Liebhabertheater

bis dahin unternommen hatte, aber der Erfolg belohnte die aufgewandte Mühe der Einstudierung. Die triviale Wendung, daß eine Rolle einer Künstlerin auf den Leib geschrieben sei, hatte vielleicht niemals mehr Berechtigung, als bei Coronas Iphigenie. Die gefällige Hoheit der Erscheinung, die priesterliche Sittsamkeit, die schöne Abgeklärtheit der schwesterlichen Freundschaft und Liebe, die den Unglücklichen vom Fluche befreit, der edle Anstand, mit dem sie das faltenreiche, griechische Gewand zu tragen wußte, alles kam zusammen, um den Eindruck jener Vorstellung zu einem unvergeßlichen zu machen. Auch Goethe als Orest gefiel, wenngleich seine Bewegungen einigen Zuschauern etwas steif erschienen. Die Hofdame Fräulein von Göchhausen, die getreue Korrespondentin von Goethes Mutter in Weimar, schrieb, sie wolle nur soviel sagen, daß „Goethe seinen Orest meisterhaft gespielt habe; sein Kleid sowie des Pylades seins war griechisch, und ich habe ihn in meinem Leben noch nie so schön gesehen". Auch der junge Hufeland, der spätere berühmte Arzt und Verfasser der „Makrobiotik", berichtet in seinen Erinnerungen: „Nie habe ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orest im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner ‚Iphigenie' machte; man glaubte einen Apoll zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit wie damals an Goethe." Der Weimarer

Goethe und Corona Schröter als Oreſt und Iphigenie in Ellersburg am 6. April 1779.

Stich von Facius nach dem Gemälde von Georg Melchior Kraus im Goethe-Nationalmuſeum zu Weimar.

Maler Melchior Krauß hat diese Iphigenienaufführung im Bilde verewigt. Das Original ist leider verloren, aber ein nach dem Gemälde hergestellter Kupferstich im Weimarer Goethe-Nationalmuseum glücklicherweise erhalten. Mit sanfter traulicher Gebärde sucht die Dianenpriesterin den Bruder zu besänftigen. Corona zeigt auf diesem Bilde runde, weiche, noch etwas kindliche Züge, die reichlich weiten, schleierartigen Gewänder lassen die Gestalt etwas voll erscheinen. An Goethe-Orestes fallen die großen, leuchtenden Augen auf. Der ganze Kopf ist ersichtlich der apollinisch-dionysischen Büste Trippels nachgebildet. — Nicht überflüssig ist vielleicht der Hinweis, daß damals noch nicht die unvergeßlich dem Gedächtnis sich einprägenden, majestätischen Verse der allein in die landläufigen Goetheausgaben aufgenommenen vierten und letzten Fassung den Darstellern von den Lippen flossen, sondern daß die erste der drei Prosafassungen der Aufführung zugrunde lag, die freilich rhythmische Gliederung nicht vermissen läßt, und z. B. von Lavater seinerzeit in freie Jamben unschwer aufgelöst werden konnte. Zum Vergleich möge der erste Auftritt des ersten Aktes in beiden Fassungen hier teilweise folgen:

Iphigenie:

„Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, hinein in's Heiligthum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer, und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher! So manche

Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich wie im ersten fremd, denn mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich über's Meer hinüber, das Schicksal meiner Vielgeliebten theilen. Weh dem! der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führt; ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen; ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken nach seines Vaters Wohnung, an jene Stellen, wo die goldne Sonne zum erstenmal den Himmel vor ihm aufschloß, wo die Spiele der Mitgebornen die sanften, liebsten Erdenbande knüpften."

Iphigenie:

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von dem Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber,
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg,
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden aneinander knüpften."

Die Frage, ob Charlotte von Stein oder Corona das Urbild der Iphigenie sei, hat die Geister

mannigfach erregt, und ist je nach dem Standpunkt des Beurteilers verschieden beantwortet worden. Es unterliegt jedoch für uns keinem Zweifel, daß dem Dichter bei der Konzeption des Dramas Charlotte vorgeschwebt hat. Eine Briefstelle aus dem Jahre 1775: „Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande," wird doppelt bedeutsam, wenn wir sie mit jenem am 14. April 1776 an Charlotte übersandten Gedichte zusammenhalten, in dem es heißt:

„Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf,
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar Dir zu Füßen lag,
Fühlt' sein Herz an Deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in Deinem Auge gut,
Alle seine Sinne sich erhellen,
Und beruhigen sein brausend Blut!"

Daß Coronas der Antike angenäherte Erscheinung auf die äußere Gestaltung der Dichtung eingewirkt hat, daß das Bewußtsein, eine so hervorragend geeignete Darstellerin der Titelrolle

zu besitzen, der Ausarbeitung im einzelnen zugute gekommen ist, soll andrerseits nicht geleugnet werden, aber es heißt geradezu lächerweise an der Außenseite und Oberfläche bleiben, wenn man erklärt, „daß Corona dem schon von Euripides gebotenen Ideal der jungfräulichen Priesterin weit mehr entsprochen habe, als Frau von Stein mit ihren sieben Kindern, ihrem Gemahl Oberstallmeister und ihrem Geliebten Goethe", und mithin nur sie als Urbild in Frage kommen könne. Die Modellfrage ist, nebenbei bemerkt, bei Goethe fast nie eine leichte, da er nie sklavisch die Wirklichkeit kopiert hat und bezeichnende Züge bald von dieser, bald von jener Persönlichkeit des realen Lebens entlehnte. So hat die Herzogin Luise nicht nur der Prinzessin im „Tasso", sondern auch der Leonore Sanvitale Züge geliehen, und bei der Gestalt des Antonio hat nicht nur der Goethen abholde Minister Fritsch, sondern haben auch Merck und Herder Pate gestanden.

Goethe schrieb selber nach der Aufführung vielsagend ins Tagebuch: „Iphigenie gespielt; gar gute Wirkung davon, besonders auf reine Menschen." Das Gefühl bei ihm, der schönen und talentvollen Freundin in erster Linie den Erfolg zu verdanken, und auf der andern Seite eine natürliche Dankbarkeit Coronas für den Poeten, der ihr eine ihrer Individualität so zusagende große und würdige Aufgabe gestellt, mußte dazu beitragen, das Band zwischen den

beiden seltenen Menschen noch mehr zu festigen, soweit dies eben bei den im Grunde gänzlich verschiedenen Naturen möglich war. — Das Jahr 1779 bildet eine bedeutsame Etappe in Goethes Leben. Er war jetzt drei Jahre im Strudel des Weimarer Genietreibens und Hoflebens, hatte mit einer uns oft unglaublich dünkenden Vielseitigkeit die heterogensten Geschäfte, Arbeiten und Vergnügungen auf sich genommen, sein Händchen wohl oder übel in alles gesteckt, da, von der Herzogin-Mutter angefangen, man überall seinen Rat, seine Beihilfe wünschte, nicht nur in Sachen der Kunst und des Theaters. Aber obgleich es ihm weder an Beliebtheit noch an Erfolgen mangelte, sehen wir doch eine große Müdigkeit, eine herzliche Abneigung gegen das Hofleben, das gar zu bunte und rastlose Treiben den Dichter überkommen; 1777 reißt er sich für kurze Zeit los, um auf der winterlichen Harzreise ganz inkognito in der freien, großen Natur die Seele rein zu baden und ernste starke Eindrücke zu empfangen. In dem Julimonat des Jahres 1779 kommt Goethes alter, scharfblickender Freund, der Kriegsrat Merck, aus Darmstadt nach Weimar zu Besuch und nimmt den Dichter und Menschen unter die kritische Lupe: „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und herumzuschwenzeln, anderen zu hudeln, oder was mir alles eins ist, von anderen hudeln zu lassen. Giebt es denn nichts besseres für ihn zu thun?" Mag der

Wortlaut dieser von Goethes Biographen Falk uns überlieferten Klage Mercks nun echt oder unecht sein, in der Sache wird es damit seine Richtigkeit und Merck nach alter Gewohnheit kein Blatt vor den Mund genommen haben.

Das Tagebuch gibt uns die Bestätigung: „Gute Wirkung auf mich von Mercks Gegenwart; sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und in dem alten guten mich befestigt. Durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt, da er der einzige Mensch ist der ganz erkennt was ich thu und wie ichs thue, und es doch wieder anders sieht wie ich, vom anderen Standort, so giebt das schöne Gewißheit." Und gleich darauf heißt es: „Auch dünkt mich sei mein Stand mit Cronen fester und besser." Es liegt nahe, zu vermuten, Goethe habe mit Merck auch über Corona gesprochen, und der weitblickende, skeptische und gelegentlich auch mephistophelische ältere Freund habe über Goethes eigentümliche Stellung zwischen den zwei Frauen mit unerbittlicher Logik sich verbreitet. Er wird Goethen geraten haben, Kraft und Empfindung nicht zu verzetteln, Coronen keine Hoffnungen zu machen, die er doch nicht erfüllen könne, und vom Pfade einer ruhigen Vertrauen mit Vertrauen lohnenden Freundschaft nicht abzuweichen. Goethes ernste Stimmung hält auch nach Mercks Fortgang an. Am 7. August sieht er seine Papiere durch und „verbrennt alte

Schalen". „Andre Zeiten andre Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift um etwas befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen Imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht was ich damals schrieb. Wie kurzsinnig in Menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten Leidenschaft gar viel Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit daß ich im Treiben der Welt bin seit 75 Oktbr. getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter, und gebe Lichter, daß wir uns selbst nicht so viel im Wege stehn. Lasse uns von Morgen zum Abend das gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge. Daß man nicht sei wie Menschen die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des reinen die sich bis auf den Bissen er-

ſtreckt den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden.“ Das ſind Worte von einer Kraft und Innigkeit der Empfindung, die keinen Zweifel übrig läßt, daß es ſich hier nicht um eine flüchtige Laune, einen augenblicklichen moraliſchen Katzenjammer und um ſelbſtbelügende Phraſen handelt. Um mit ſich und dem Herzog ins reine zu kommen, regt Goethe die denkwürdige Herbſtreiſe in die Schweiz an, wo er und der Fürſt von keinem läſtigen Beobachter behindert, nur der Menſch dem Menſchen einander gegenüberſtehen, in dem winterlichen Tale von Chamonix, auf der eiſigen Höhe des Furkapaſſes und des St. Gotthardts die großartigſten und elementarſten Natureindrücke empfangen. Ob Goethe aus der Schweiz an Corona geſchrieben hat, wiſſen wir nicht. Das letzte im Tagebuch gemeldete Zuſammenſein am 30. Auguſt war ein durchaus freundliches. Er ſpeiſte bei der Freundin und ſpazierte mit ihr nach Belvedere. „War ein überſchöner Abend und Nacht.“

Am 14. Januar 1780 kehrte Goethe von der Reiſe zurück. Erſt eine Woche ſpäter beſuchte er Corona zum Mittageſſen. „Sie drückte mich durch eine unbehagliche Unzufriedenheit, ich ward ſehr traurig bei Tiſch,“ meldet das Tagebuch. Den Abend vorher hatte Goethe der Aufführung von Händels „Alexanderfeſt“, in der Corona mitwirkte, beigewohnt und ſich von den muſikaliſchen Leiſtungen wenig befriedigt gefühlt, denn er bemerkt im Tagebuch: „Unſere Leute ſind

nicht dazu." Er wird bei der Begegnung am folgenden Tage mithin auch Corona kein Kompliment über ihren Gesang gemacht haben, wie sie es wohl erwartete. Sie wird ohnehin geschmollt haben, daß er eine volle Woche bis zum ersten Wiedersehen verstreichen ließ, nachdem sie während seiner monatelangen Abwesenheit den geistig anregenden Verkehr mit dem Freunde schon schmerzlich genug vermißt und sich vereinsamt gefühlt hatte. Es liegt auch die Annahme nahe, daß Corona bei dieser Gelegenheit mehr oder minder deutlich zu verstehen gab, daß sie sich ihr Leben in Weimar ganz anders vorgestellt hatte. Aber auch diese Verstimmung war nicht von Dauer. Als Corona den Freund, der längere Zeit an einem Schnupfenfieber laboriert hatte, zum ersten Male Anfang Februar zu Tisch besuchte, konnte er am Abend im Tagebuch notieren, „daß sie beide sehr lustig gewesen". Auch das nächste gemeinschaftliche Mittagessen verlief zu beiderseitiger Befriedigung. In den folgenden Monaten sehen wir Corona, meistens in Begleitung ihrer treuen Wilhelmine, öfters im Gartenhaus erscheinen, auch die gemeinschaftlichen Spaziergänge ums Webicht und nach Belvedere werden wieder aufgenommen. Am 1. August las Goethe den Mädchen die inzwischen fertig diktierte Schweizer Reise vor. Am Abend kam der Herzog, „und", wie das Tagebuch bedeutsam kündet: „da wir alle nicht mehr verliebt sind und die Lavaoberfläche verkühlt ist, gings recht munter

und artig; nur in die Ritzen darf man noch nicht visitieren, da brennts noch.“ Auch die 1780 wieder flott einsetzenden Liebhabervorstellungen — auf dem Platze, wo noch heute das Theater in Weimar steht, war ein neues Schauspielhaus erbaut worden, das zugleich als Redoutensaal diente – führten Dichter und Sängerin naturgemäß häufig zusammen. „Das Theater ist eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künstlerfreude habe,“ bekannte Goethe im Mai dieses Jahres. Allerdings arbeitete er lieber an seinem „Tasso“, als daß er an Seckendorffs schwachem Singspiel „Kallisto“ als Schauspieler und Regisseur tätigen Anteil nahm. „O Kallisto, o Kallisto,“ entfährt ihm ein schmerzlicher, im Tagebuch aufbewahrter Seufzer nach der abendlichen Probe; und an Frau von Stein berichtet er am nächsten Morgen: „Gestern Abend hat mich das schöne Misel (Corona, die die Titelrolle verkörperte) gleich einem Kometen aus meiner gewöhnlichen Bahn mit sich nach Hause gezogen. Es war viel übler Humor in der Probe, besonders der Autor und die Heldin schienen nicht zusammen zufrieden zu sein.“ Trotzdem gab sich Goethe bei der Aufführung alle Mühe, und das Stück fand Beifall.

Weit mehr Genuß wird es ihm bereitet haben, Corona gelegentlich der Aufführung des Hasseschen Oratoriums in ihrer alten Glanzrolle als Helena wieder hören zu dürfen. Auch in Händels „Messias“ muß sie ihre Sache gut gemacht haben,

denn Goethe verzeichnet im Beichtbuch, daß er „neue Ideen von Deklamationen empfangen habe". „Jery und Bätely", das als Frucht der Schweizer Reise entstandene anspruchslose Singspiel, gab der Freundin Gelegenheit, wieder eine neue Rolle zu kréieren. „Die Actrice, der Bätelys Rolle zugedacht ist," schrieb Goethe an den Komponisten Kayser, „hat einen schönen Umfang von Stimme und ist eine geübte Sängerin." Am 18. August kam im Waldtheater zu Ettersburg die zum geflügelten Wort gewordene Wendung vom „ungezogenen Liebling der Grazien" zum ersten Male von Coronas Lippen, indem sie als Nachtigall Goethes Epilog zu seiner dem Fräulein von Göchhausen rasch in die Feder diktierten freien Bearbeitung des Aristophanischen Lustspiels „die Vögel" sprach. Die Vermummung der Darsteller und Darstellerinnen in Vogelbälge mit beweglichen Schwänzen und Federn – Uhu und Eule konnten sogar die Augen rollen – und die drastische Nachahmung der Vogelstimmen erregten die lebhafteste Heiterkeit. – Goethes längere Abwesenheit im September und Oktober infolge einer Reise ins Oberland und eines Besuchs auf dem Gute der Frau von Stein scheint Corona wieder in trübe Stimmung versetzt zu haben. „Cronen getröstet" lautet eine lakonische Notiz im Tagebuche. Klagen über Mangel an Beschäftigung können es nicht gewesen sein, denn man probte gerade die Operette „Robert und Kallisto".

Im Januar 1781 hatte Goethe für die Freundin zur Karnevalszeit wieder einen hübschen Scherz erdacht, indem er ihr in seinem Epiphaniaslied, das am Dreikönigsabend zum Vortrag gelangte, die Rolle des ersten der drei Weisen aus dem Morgenlande übertrug:

„Ich erster bin der weiß' und auch der schön',
Bei Tage solltet ihr erst mich sehn!
Doch ach mit allen Specerein
Werd' ich sein Tag kein Mädchen erfreun."

Ein gefälliger Scherz, der bei der Hofgesellschaft den beabsichtigten Heiterkeitserfolg nicht verfehlte.

Vom 17. Januar bis zum 1. August dieses Jahres weist das Tagebuch eine große Lücke auf. „Es thut mir leid daß ich bisher versäumt habe aufzuschreiben, dies halbe Jahr war mir sehr merkwürdig," bemerkt Goethe, als er die Eintragungen wieder aufnahm. Wir wissen, daß es sich in jenen Monaten nicht um äußere Abhaltungen handelte — selbst bei der drängendsten Fülle der Geschäfte und Lustbarkeiten hatte er die wenigen Minuten für das abendliche Beichtbuch meist erübrigt — sondern daß die Wendung, die sein Verhältnis zu Charlotte von Stein genommen, das überströmende Glücksgefühl der endlichen Erhörung, ihm alle übrigen Ereignisse des Tageslaufs gleichsam unwichtig erscheinen ließ und ihn verstummen machte. In den Briefen dieses Jahres redet er die Freundin zum ersten Male wieder mit Du an, sie verweist es ihm

nicht nur nicht mehr, sondern sie scheint in jener Zeit gleichfalls die trauliche Anrede in ihren Briefen gebraucht zu haben: „Ich wollte," heißt es in einem Briefe Goethes aus diesem Jahre, „daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte; wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken." Zum äußeren Zeichen übersendet er ihr die Ringe, und von der Reise aus Gotha besiegelt er den Bund mit den feurigen Versen:

„Den Einzigen Lotte welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz und mit Recht,
Auch ist er einzig Dein."

Mit Corona zeigt ihn trotzdem das wieder aufgenommene Tagebuch im besten, freundschaftlichen Einvernehmen, sie musiziert jetzt fleißig in seiner Gesellschaft, singt ihm Romanzen von Rousseau und Arien von Gluck vor, auch eigene Kompositionen, wie das gefällige römische Lied, das Goethe für sie in Wielands „Merkur" verdeutscht hatte, und Lieder aus der „Fischerin". Aber so oft er jetzt Charlotten über sein Zusammensein mit der schönen Sängerin berichtet, klingt es wie eine Bitte um Entschuldigung zwischen den Zeilen, und nicht nur zwischen den Zeilen: „Die Schröter hat das salve regina von Pergolese recht schön gesungen, meine Gedanken waren indessen bei Dir. Wie die Musik nichts ist ohne die Stimme, so wäre mein Leben nichts ohne Deine Liebe,"

berichtet er nach einem Konzertabend. Im Februar 1781 möchte er wieder eine gesellschaftliche Annäherung zwischen den beiden Frauen einleiten: „Die Schröter hab ich heut in der Absicht zu Tisch gebeten, um sie hernach zu Ihnen zu bringen, Lassen Sie es dabei und sagen ihr allenfalls ein artig Wörtchen, daß sie nach dem Essen mit mir kommen möchte, und daß Sie sie hätten einladen wollen." Ende März schreibt er an die Geliebte, als er sie eines Abends nicht besuchen kann und sich vereinsamt fühlt: „Erst dacht ich einmal die Schröter einzuladen, die in acht Wochen nicht bei mir war, hernach zog ich die Einsamkeit vor. Lebe wohl und wisse, wie sehr Du mich glücklich machst." Im April motiviert er einen Besuch Coronas mit gemeinsamer Arbeit an der Versifizierung der Iphigenie. Anfang Mai meldet er: „Ich gehe zur Schrötern und bin nur halb da, nicht einmal halb." Im selben Monat eine direkte Entschuldigung: „Die Schröter kommt zu Mittage. Ich bin und bleibe nun einmal der Frauen Günstling, als einen solchen mußt Du mich auch lieben." Ähnlich heißt es am 1. September: „Ich bin heut musikalisch und esse mit der Schrötern, bin und bleibe aber doch ganz Dein." Bezeichnend ist auch, daß er Charlotten gegenüber jetzt nicht mehr von „Crone" und dem „Misel", sondern nur von „der Schröter" spricht. An Goethes Geburtstagsfeier in diesem Jahre, die sich durch eine Aufführung im neu eingerichteten Tiefurter Parktheater zu

einer Huldigung eigener Art für den Dichter gestaltete, nahm Charlotte nicht teil, wie sie auch der Aufführung der „Iphigenie" nicht beigewohnt hatte. Es scheint ihr überhaupt direkt peinlich gewesen zu sein, den Freund zusammen mit Corona auf denselben Brettern zu erblicken oder die schöne Sängerin als Mittelpunkt der Vorstellung gefeiert zu sehen. Eine zu rechter Zeit sich einstellende Migräne oder sonstige Unpäßlichkeit diente als Vorwand ihres Fernbleibens. Goethe wird instinktiv den Grund erkannt haben und nicht weiter in sie gedrungen sein, die Feste durch ihre Gegenwart zu verschönen. Auch gestalteten sich der Verkehr und das Zusammenspiel mit Corona für ihn naturgemäß weit zwangloser, als wenn ihn der Gedanke verfolgt hätte, daß die im Zuschauerraum sitzende ältere Freundin sein Mienenspiel und seine Gebärden gleichsam kontrollierte, ob er nicht etwa mehr Feuer und Zärtlichkeit für die schöne Partnerin an den Tag legte, als die Rolle unbedingt erforderte. An jenem 28. August 1781 ging ein von Seckendorff gedichtetes pantomimisch-allegorisches Schattenspiel „Minervens Geburt, Leben und Taten" in Szene, das sich zu einem Triumph für Coronas schöne Leiblichkeit gestaltete. Die Darsteller, der Herzog als Vulkan an der Spitze, agierten hinter einer durchsichtigen weißen Leinwand. Karl August schrieb auch für das seit August 1781 erscheinende Tiefurter Journal, in dem sich das Liebhabertheater ein eigenes Organ geschaffen, hernach eine drastische

Kritik und Inhaltsangabe. Den Gegenstand des Stückes bildete die bekannte griechische Fabel von Minervens Geburt. Zeus hat, da ihm verkündet worden, seine Frau, die Methis, werde ein Kind gebären, das ihn vom Throne stoßen würde, seine schwangere Gattin verschlungen, fühlt sich nach der ungewohnten Mahlzeit jedoch äußerst elend. Äskulap, der himmlische Leibarzt, sieht seine Kunst an dem Göttervater scheitern. Auch ein Aderlaß, den ein herbeigerufener Zyklop vornimmt, bleibt wirkungslos. Da erhebt Vulkan seinen gewaltigen Hammer, spaltet mit einem Schlage Zeus den Schädel und zieht Minerva, ein völlig ausgebildetes, stattliches Frauenzimmer, heraus. Jupiter ist von dem Schmerz erlöst, und alle Götter huldigen der Neugebornen und alle schenken ihr Waffen und eine Eule. Im dritten Akt läßt der Dichter Minerven im Buch des Schicksals lesen und darin den 28. August als einen der glücklichsten Tage bezeichnet finden, „da an ihm vor 32 Jahren der Welt einer der besten Schriftsteller und weisesten Männer geschenkt worden sei". In den Wolken erscheint ein beflügelter Genius mit dem Buchstaben G. Minerva bekränzt ihn und verleiht ihm die göttlichen Geschenke, Apolls goldene Leier und Blumenkränze. Nur die Peitsche des Momus läßt sie beiseite, da diese einer keuschen Jungfrau nicht gezieme. Aber Momus läßt sich nicht abschrecken, kommt selber herbeigelaufen und hängt seine Geißel mit der Aufschrift „aves" – eine Anspielung auf

Goethes Bearbeitung der „Vögel“ – bei den übrigen Geschenken auf, indessen in den Wolken ein Transparent mit der Flammeninschrift „Iphigenie“ und „Faust“ erscheint.

Nicht nur Papa Wieland empfand schmunzelndes Behagen bei dem anmutigen Anblick, als Vulkan Jupiters gewaltigen Pappkopf spaltete und Minerva-Corona nur mit einem leichten durchsichtigen Florgewand bekleidet emportauchte. „Mit Vergnügen bemerkte er“ in seinem in das Tiefurter Journal gleichfalls eingerückten kritischen Referat über die Aufführung bei Coronen „die allergenaueste Übereinstimmung mit dem griechischen Götterkostüm“, während er an der Darstellerin der Venus tadelte, daß die Göttin der Schönheit, die doch nur einen goldenen Gürtel tragen dürfe, viel zu bekleidet gewesen sei und eher einer Wäscherin oder Grasnymphe ähnlich gesehen habe. Goethe freilich hütete sich, in seinem Bericht an Frau von Stein am nächsten Morgen von Coronas Schönheitserfolg zu sprechen, und bemerkte nur kurz: „Gestern ist das Schauspiel recht artig gewesen, die Erfindung sehr drollig und für den engen Raum des Orts und der Zeit gut ausgeführt. Hier ist das Programm. N. B. es war en ombre chinois, wie Du vielleicht schon weißt.“

Im Jahre 1782 gingen die Wogen des gesellschaftlichen Lebens bei Hofe so hoch, daß es Goethe, zumal sein Gesundheitszustand zu wünschen übrig ließ, schon fast zu viel wurde. „Seit

Anfang des Jahres," ſchreibt er, „hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand den Kreiſel zu treiben habe hergeben müſſen, die von anderen Expeditionen ſchon herzlich müde iſt." In dem Ballett „Amor", das er für den Geburtstag der Herzogin Luiſe in dieſem Jahre dichtete, zeigt ſich ein Schatten ſolcher Müdigkeit und Verſtimmung, zugleich nochmals eine direkte Mahnung an die fürſtliche Herrin. Der Gedanke von der durch Schuld verlorenen ewigen Jugend liegt der Komödie zugrunde. Ein Zauberer und eine Zauberin haben einen mächtigen Geiſt beleidigt, und ſind von ihm verdammt zu altern, ſo lange, bis ſie in der Bergestiefe den großen Karfunkelſtein finden, der das Glück verkörpert. Zauberer und Zauberin vereinigen ihre Macht, beſchwören ihre Berggeiſter, Feen und Gnomen, der wundertätige Stein wird gefunden, der Bann von den Beiden gelöſt, Amor ſpringt heraus, das Theater verwandelt ſich in einen prächtigen Saal, alle Perſonen des Stückes, Zauberer und Zauberin an der Spitze, werden verjüngt und verwandelt, und der Liebesgott überreicht, von der Bühne ins Parterre trippelnd, der Herzogin ein auf ein Atlasband gedrucktes Gedicht, in dem es u. a. heißt: „Jugendfreuden zu erhalten, Zeig ich leis das wahre Glück." — Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß Goethe bei der Klage des Zauberers, daß er und ſeine Freundin altern, daß Jugend und Schönheit bei ihr im Ent-

ſchwinden ſeien, ohne daß ſie es ſelbſt wahrnimmt, an Frau von Stein dachte, die damals ſich dem vierten Jahrzehnt näherte. Auch bei anderen Freundinnen, der munteren Arſinoe, der ſanften, ſchlanken Lato, die „der Geiſter Freude war", bemerkt der Zauberer die Spuren des Alters; vielleicht dachte Goethe bei Lato an Corona. Drei Tage vor der Aufführung des Ballets war Mieding geſtorben, und Goethe hatte mit dem Kranze, den er dem beſcheidenen treuen Manne in ſeinen Verſen auf den Hügel legte, zugleich der Freundin den immergrünen Lorbeer um die edle Stirn geſchlungen. Schon in unvollendeter Geſtalt hatte das Gedicht einen Beifall gefunden, der Goethe mit Recht von Herzen erfreute. „Vollendet machte es die ſchönſte Senſation." An Charlotte ſchrieb er: „Mein Gedicht hat der Herzog ſehr gut aufgenommen, ich bin auf ſein weiteres Schickſal verlangend. Ich habe der Schrötern zu Ehren zwölf Verſe drinnen, die Du hoffe ich ſchön finden und in allem Sinne damit zufrieden ſein ſollſt." Der Herzog ſchrieb entzückt an Knebel: „Mieding iſt fertig und Corona bekommt darin einen unverwelklichen Kranz." Und humoriſtiſch der Abweiſung, die er von der ſchönen „marmorkalten" Sängerin einſt erhalten, gedenkend und zugleich in neuem Enthuſiasmus auflodernd, fährt er fort: „Schade, daß der Minneſold in neueren Zeiten ſo teuer iſt; wäre er es weniger, ſie könnte Goethen nicht anders als mit ihrer Perſon danken;

o wie wollten wir nicht noch in unſeren alten Tagen Verſe machen lernen." Aber nicht nur im Rahmen dieſes theatraliſchen Mikrokosmus gedachte Goethe der ſchönen Freundin, ſondern auf ſie bezieht ſich auch das hübſche Epigramm der „Nachtigall", das der Dichter am 26. Mai 1782 ohne weitere Erklärung Frau von Stein überſandte:

Der Nachtigall.

Dich hat Amor gewiß als Sängerin fütternd erzogen,
Kindiſch reichte der Gott Dir mit dem Pfeile die Koſt.
Damals ſaugteſt Du ſchlürfend den Geiſt in die liebliche Kehle,
Denn wie Cypriens Sohn trifft Philomele das Herz.

Wenn auch Philomele, die liebliche Waldſängerin, ein unentbehrliches Requiſit in der Lyrik des 18. Jahrhunderts war, und beiſpielsweiſe auch Knebel in einer Elegie „Philomele in Tiefurt" feierte, ſo liegt doch die Beziehung auf Corona, Goethes Nachtigall in den „Vögeln", die ſchon in Leipzig mit dem Wohllaut ihrer Stimme ſo viele Herzen getroffen, zu nahe, als daß man an ein allgemeines Nachtigallenliedchen und eine bloße Inſchrift für die Nachtigallengrotte im Tiefurter Park denken dürfte.

Wenige Tage nach Miedings Begräbnis fand wieder eine feſtliche Veranſtaltung bei Hofe ſtatt: ein „Aufzug der weiblichen Tugenden", bei dem Corona die Beſcheidenheit verkörperte und der Herzogin Band und Kranz überreichte. Im Juli 1782 erhielt Corona Gelegenheit, in Goethes

Wald- und Wasserdrama „Die Fischerin" nicht nur als Darstellerin, sondern auch als Komponistin zu glänzen, indem sie den „Erlkönig" und die von Herder übersetzten, von Goethe in das Stück übernommenen und von ihr vertonten Volkslieder zum ersten Male öffentlich vortrug. Die Aufführung der „Fischerin" war die Glanzleistung des Tiefurter Liebhabertheaters, wie die „Iphigenie" die des Ettersburger. Die Natur vermählte sich an diesem Abend der Kunst, um einen Stimmungszauber seltener Art über das Ganze zu breiten. Die Ilm war durch zahlreiche Fackeln und Lampen beleuchtet. Unter den hohen Erlen am Flusse standen einzelne Fischerhütten mit Kähnen, Netzen und sonstigen Geräten. Auf dem Herd brannte das Feuer, und Dortchen-Corona sang mit ihrer weichen, klangvollen Stimme ihre anspruchslose, echt volkstümliche Komposition des Liedes vom Erlkönig. Um dem säumigen Vater und Verlobten einen Streich zu spielen, will sie den Anschein erwecken, als sei sie beim Wasserschöpfen in den Fluß gestürzt, stellt Eimer und Hut entsprechend auf und versteckt sich. Die beiden Männer kommen nach Hause, glauben erst, das Mädchen sei bei der Nachbarin, geraten dann aber in Unruhe, finden die verdächtigen Zeichen und rufen die Genossen zusammen, um die Vermißte zu suchen. Auf den Kähnen der von allen Seiten auf der Ilm eilig herbeirudernden Fischer, sowie am Ufer flammten plötzlich Fackeln und Feuerzeichen auf. Der

ganze Schauplatz war taghell erleuchtet und hob sich aufs wirkungsvollste von dem nächtlichen schwarzen Hintergrunde ab. Wer der denkwürdigen Festvorstellung der „Fischerin" im Tiefurter Park im Anschluß an die Tagung der Goethegesellschaft anno 1897 beigewohnt hat, wird begreifen, daß die Zuschauer jener ersten Aufführung einen unvergeßlichen Eindruck erhielten. Daß die herbeigeströmte Menge, um die zauberische Beleuchtung des Wassers besser zu sehen, die Holzbrücke überfüllte, so daß sie unter der ungewohnten Belastung nachgab und einstürzte und den Neugierigen zu einem unfreiwilligen kalten Bade in dem an dieser Stelle seichten Flusse verhalf, tat der Stimmung keinen Abbruch, sondern entfesselte nur Heiterkeit bei den Betroffenen wie den Unbeteiligten.

Frau von Stein wohnte auch dieser Aufführung nicht bei, ja das durch die Proben bedingte häufige Zusammensein des Geliebten mit Corona scheint sie ernstlich verstimmt zu haben, zumal ihr irgend eine Klatscherei über Goethes Benehmen bei den Proben hinterbracht wurde. So reagierte sie denn auf die Übersendung des Manuskriptes der „Fischerin" und die Mitteilung, daß die Probe gut ausgefallen sei, mit keinem Wort, obgleich Goethe am selben Tage noch einmal schrieb, ein Büchelchen zum Vorwande schickte und bedeutsam bemerkte: „Ich bin Dir viel schuldig, das weiß ich wohl, aber Du bist mirs auch. Laß mich nicht so." Und am näch-

sten Morgen kommt ein neues Zettelchen: „Sage mir, liebe Lotte: Wie bist Du aufgestanden? Sag mir, ist es physisch, oder hast Du etwas in der Seele was Dich kränkt? Du glaubst nicht, was mich Dein Zustand geängstigt hat. Das einzige Interesse meines Lebens ist, daß Du offen gegen mich sein magst. Das Eingeschlossene halt ich nicht aus." Am nächsten Tag sendet er eine Bildermappe und versichert: „Du hast mein Herz in Verwahrung, und also brauchst Du weiter nichts. Die Zeit wird ja wohl auch wiederkommen wo das Deinige sich öffnet." Umsonst, Lotte bleibt hartnäckig und verbittet sich jeden Besuch ihres Anbeters. Goethe erklärt nach zwei Tagen, er wolle nicht überlästig sein, aber nur soviel sagen, daß er's nicht verdient habe. „Daß ichs fühle und schweige." Jetzt geruht Charlotte endlich, dem genugsam Gestraften bekannt zu geben, daß ein Mißverständnis obgewaltet habe und sie ihre Eifersucht als grundlos erkenne. Goethe atmet auf: „Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod; man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas. Von meinem gestrigen Stück, das sehr glücklich ablief, bleibt mir leider nichts als der Verdruß, daß Du es nicht gesehen hast." So war ihm auch dieser schöne Abend durch die Strenge und Launenhaftigkeit Charlottens gründlich verleidet. — Am 17. September fand eine Wiederholung der Aufführung des Wasserdramas statt. Charlotte weilte damals nicht in Weimar. Goethe, der am Tage

zuvor Corona, die Probst und deren Bruder aus Leipzig zu Tisch gehabt hatte, will der Freundin diesmal auch den leisesten Vorwand einer Verstimmung nehmen und schreibt abfällig: „Die Fischerin ist gespielt. Wie bei allem und nach allem ich Dein verlange! Sie haben schlecht gespielt und hundert Schweinereien gemacht; am Ende war freilich das Stück vorüber, wie wenn einer nach einem Rehe schösse, es fehlte und durch ein Ungefähr einen Hasen träfe. So ists mit dem Effekt! Der beste Effekt ist, den zwei gleiche Seelen auf einander machen, der auch in der Entfernung nicht fehlen kann und der von keinen dritten, Akteurs oder Instrumentalisten, abhängt." Im selben Sommer 1782 standen Goethe und Corona als Vertreter der beiden Hauptrollen in Einsiedels Singspiel „Die Zigeuner" auf denselben Brettern nebeneinander, oder vielmehr auf demselben Boden, denn die Aufführung, die an Originalität jener in Tiefurt nicht nachstand, fand auf dem Ettersburger Naturtheater statt. Eine lange, von Fackeln erhellte Gasse führte durch den Wald zum Schauplatz. In der Lichtung war ein Zigeunerlager aufgeschlagen mit brennendem Feuer und rauchenden Kesseln. Musik, Gesang und Tanz belebten die Szene. Goethe spielte den Zigeunerhauptmann Adolar, Corona seine Geliebte Hilaria. Der Pinsel des Malers Kraus, der die Fischerin verewigt, hat uns auch diese Zigeunerszene festgehalten. Frau von Stein hätte, wenn sie der Aufführung beigewohnt oder den

Text des Singspiels gelesen, neuen Grund zur Eifersucht finden können, denn Adolar singt in einem Monolog von der Geliebten:

„Umsonst sing' ich mir Wildheit zu,
Mein Herz hat nirgends, — nirgends Ruh!
Was nützt mir's länger zu betrügen
Mich selbst? Ich will, ich kann nicht siegen!
Ach allzumächtig mich umfängt
Der Liebe Macht. Es drückt, es drängt
Ein banges Sehnen diese Brust —
Ha Stolze! wohl hast Du gewußt,
Daß ich den Zauber Deiner Ketten
Vergebens flöhe, mich zu retten.
Wohin ich wandle
Schwebest Du,
Geliebtes Bild, mir vor.
Ich flohe Dich,
Und meine Ruh'
Ach hin mit Dir entfloh!"

Und die verlassene Hilaria singt:

„Süße Sorgen,
Stille Leiden,
Sind der Liebe
Schönste Freuden.
Sind der Liebe
Schönstes Band."

IV.

Weimarer Stilleben.

Nach den Aufführungen des Jahres 1782 mochte die Hofgesellschaft fühlen, daß eine Steigerung der künstlerischen Genüsse nicht wohl möglich sei, und gegen das allzu eifrige Treiben der Vorjahre machte sich naturgemäß eine gewisse Reaktion und Müdigkeit geltend. Vor allem aber gab die am 2. Februar 1783 erfolgte Geburt des so heiß ersehnten Erbprinzen dem Innenleben der fürstlichen Herrschaften neuen Gehalt und neue Richtung, wie Karl August nach seiner Manier in einem drastischen Bilde selbst bekannte: er hatte endlich den Haken, an dem er seine Bilder aufhängen konnte. Ein Festzug, an dem 139 Personen, 89 Pferde und mehrere Wagen teilnahmen, und der alles in Weimar bisher Gesehene an Pracht und Großzügigkeit überbot, bildete den imposanten Abschluß der an die Geburt des Thronerben sich knüpfenden Hoffestlichkeiten. Auch das Liebhabertheater trat noch zu einigen Proben und Vorstellungen zu-

sammen – so hören wir, daß Corona in Gotters „Zobeide" die Titelrolle mit Erfolg spielte — aber man fand es schließlich doch bequemer, den Thespiskarren wieder den Händen von Berufsschauspielern anzuvertrauen, und berief den Prinzipal Bellomo mit seiner Gesellschaft aus Dresden, der bis zum Jahre 1791 im neu erbauten Theater unter der Protektion des Hofes Vorstellungen gab, nicht immer von besonderer Güte, der aber doch Fleiß und guten Willen nicht vermissen ließ. Der Gedanke könnte naheliegend erscheinen, daß Corona als Star in die neue Truppe eintrat, aber bei ihrer langjährigen, engen Verbindung mit der Hofgesellschaft und der damaligen sozialen Lage des Berufsschauspielertums wäre ihr ein solcher Schritt zweifellos als eine Degradation vorgekommen, und wir haben daher keinen Grund anzunehmen, daß in dieser Hinsicht irgend auf sie eingewirkt worden ist. Ihr Dekret als Kammersängerin sicherte ihr ohnehin die lebenslängliche Anstellung mit einem für ihre Bedürfnisse genügenden Gehalt. Aus den Annalen des Leipziger Gewandhauses geht hervor, daß sie in den Wintern 1782/83 und 1783/84 dort auftrat, vermutlich auf Einladung ihres alten Gönners Hiller, der nach dem Abgange der talentvollen Geschwister Podleska zeitweilig über keine hervorragende weibliche Gesangskraft verfügte. An einen Wiedereintritt in Hillers Institut wird weder sie noch der Gesangsmeister gedacht haben, obgleich es der noch immer schönen und

interessanten Sängerin, die der langjährige intime Verkehr mit der Weimarer Hof- und Dichtergesellschaft in den Augen der großen Menge mit einer Gloriole und dem pikanten Reiz des Geheimnisvollen umgab, bei ihrem Wiedererscheinen in der Pleißestadt an Beifall schwerlich gefehlt haben wird. Wie sehr Corona auch damals noch auf empfängliche Gemüter wirkte, beweist ein Brief des Dichters Gotter an den Intendanten der Mannheimer Bühne, Freiherrn von Dalberg, der den Wunsch hegte, die Künstlerin zu engagieren und sich deshalb unter der Hand bei Gotter nach ihr erkundigte. Gotter antwortete am 5. März 1785 zunächst ziemlich kühl: „Ich kenne Mamsell Schröter. Ich habe sie in Leipzig und Weimar, und am letztern Orte sogar auf dem Theater gesehen; freilich nur in Operette, wo sich nicht auf tragisches Spiel schließen, aber Prunk von Natur, Affektation von Empfindung desto gewisser unterscheiden läßt. Die Figur ist vortrefflich. Ich weiß niemanden mit ihr zu vergleichen als Madame Koch; vielleicht hat sie noch mehr Ebenmaß und Grazie als diese. Aber das sind nun schon fünf Jahre, und schon damals war sie auf der Rückkehr, am Scheideweg der dritten Dekade. In den außerordentlichen Beifall des Weimarischen Publikums haben sich, wie bei allen gesellschaftlichen Theatern, so viel Nebenumstände gemischt, daß man darauf nicht bauen kann. Goethe selbst war von ihrer Iphigenia entzückt, aber Goethe selbst war in Mamsell

Schröter verliebt. Talent muß sie freilich haben und hat es auch; aber ob dieses Talent neben Schauspielern vom Handwerke und von Talenten die Probe aushalten würde, das ist die Frage. Übrigens weiß ich, daß sie sich ehemals zu gut dünkte, das Theater zu betreten, daß sie sogar, als sie noch in Leipzig unter sehr kleinen Bedingungen beim Concert engagiert war, einen Ruf zum hiesigen Hoftheater ausgeschlagen hat. Was könnte sie jetzt zu diesem Schritte bewegen? Verdruß über die Endschaft einer gewissen andern Rolle? Sie hat zu viel Verstand und Erfahrung, diesen Verlust nicht politischen Rücksichten aufzuopfern. Befehlen Sie, ob ich, dieser Voraussetzungen ungeachtet, einen Versuch wagen soll." Am 11. Mai berichtet er seinem Auftraggeber in ganz anderer Tonart: „Vor einiger Zeit war ich in Weimar, um einer Liebhaberkomödie beizuwohnen, die man zur Genesungsfeier der Herzogin-Mutter gab. Ich kann also Ew. Excellenz nun als Augenzeuge versichern, daß das Gerücht Ihnen vom Talente der Mamsell Schröter nicht zu viel gesagt hat. Aber was Sie mir vielleicht nicht so leicht aufs Wort glauben werden, sie vereinigt mit diesem Talente alle Theaterkenntniß, Gewandtheit und Gegenwart des Geistes einer routinirten Schauspielerin. Denken Sie sich die Figur der Koch, die Innigkeit der Brandes, die Deklamation der Seilerin, aber dabei eine so sonore Stimme und so viel Grazie des Spiels als — ich muß abbrechen um das Ansehen von Über-

treibung zu vermeiden. Wie ſchade, daß ein ſo ſeltenes Geſchöpf ihre Beſtimung verfehlt hat – verfehlen will! Denn bei ihrem jugendlichen Wuchſe und bei ihrer Gabe, die Spuren der Jahre durch Kunſt und Putz wegzuſchaffen, wäre noch nichts verſäumt – aber Prüderie und das ſogenannte ewige Brod (am Hofe)!" Der Mannheimer Intendant dürfte es nach dieſem Bericht vorgezogen haben, ſich nicht mit einem direkten Antrage bei der Schröter einen Korb zu holen.

Gotters Bemerkung vom „Verdruß über die Endſchaft einer gewiſſen andern Rolle" ſpielt deutlich auf ein Liebesverhältnis mit Goethe oder wohl richtiger mit Karl Auguſt an. Ein Pröbchen ſolchen Hofklatſches, mit dem man damals die Fremden regalierte, hat uns auch das Tagebuch des Hof- und Stadtvikarius Chriſtoph Friedrich Ringk aus Karlsruhe aufbewahrt. Der biedere Banauſe wohnte im November 1783 einem Hofkonzert in Weimar bei und berichtet darüber: „Wie ich kam, ließ ſich eine ſehr ſchöne Sängerin hören, als Sängerin aber ſehr mittelmäßig – doch etwas ſchmachtend. Mein Nachbar, vermutlich ein Jäger, ſagte mir, daß Frau Herzogin es ſich zur Gnade ausgebeten bey der Geburt des Erbprinzen, daß dies Frauenzimmer den Hof meiden ſoll. Aber Herr Geheimer Rat Goethe ſehe ſie gerne, und nun ſei ſie ſchon 2 mal wieder dageweſen." Zu einer ſolchen Bitte im Herodiasſtil lag für die Herzogin damals nicht der geringſte Grund vor, da von einer

erneuten Annäherung Karl Auguſts an Corona nichts bekannt iſt. Das ganze Gerede ſchrumpft zu der einfachen Tatſache zuſammen, daß Corona ſich nicht der Gunſt der jungen Fürſtin erfreute, während ſie bei Anna Amalia ſtets persona grata war und blieb. Daß Corona ſich als verlaſſene Dido gefühlt hat, in deren Rolle Frau von Stein ſich nach Goethes Abſchied bekanntlich ſpäter gefiel und porträtierte, dürfen wir füglich bezweifeln, wenn ſie es auch ſicherlich ſchmerzlich empfunden hat, daß das langjährige ſchöne Band ſich ſeit Ende 1782 immer mehr lockerte, da Goethe in den Jahren bis zum Antritt der italieniſchen Reiſe für kein weibliches Weſen neben Frau von Stein Augen und Sinn hatte. Da das Tagebuch mit dem Juni 1782 verſtummt, ſind wir hinſichtlich etwaiger Beſuche des Dichters bei Corona und umgekehrt nur auf Vermutungen angewieſen. Man wird ſich bei gemeinſamen Freunden dann und wann begegnet und freundlich begrüßt haben, aber die alte Intimität fehlte, die durch das gemeinſame Wirken auf dem Liebhabertheater ſonſt immer neue Nahrung erhalten hatte. Zu irgendwie feindſeligem Verhalten lag für beide Teile kein Grund vor. –

Die Gegner der Frau von Stein in unſeren Tagen haben ihr nicht den Vorwurf erſpart, daß ſie Goethe durch Gewalt und Liſt und ſkrupelloſe Hingabe von Corona weggeriſſen und ihn dadurch von einer Frau getrennt habe, die wie keine andere berufen geweſen ſei, ihm als wür-

dige Gattin das Haus zu schmücken. Frau von Stein hätte demnach in den Augen derer, die den Bund mit Christiane Vulpius als eine Verirrung betrachten, Goethes Lebensglück auf dem Gewissen. Die Vertreter dieser Anschauung haben auch nicht versäumt, durch Aneinanderreihung geeigneter Briefstellen uns eine Art von langjährigem Martyrium des Dichters ad oculos zu demonstrieren und Goethe zu bedauern, wie er durch die Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit der weit älteren Frau, ihr ewiges Anziehen und Abstoßen, Beschwichtigen und Anstacheln, Schmollen und Verzeihen, Verweigern und Schenken, gelitten habe. Solche Anschauung ist mit der Erkenntnis von Goethes wahrem Charakter in jener Zeit unverträglich. Zugegeben, daß er sich öfters zurückgestoßen fühlte, über schlechte Behandlung von seiten der Freundin klagte, unter der Ungleichheit ihrer Empfindungen und Liebesbezeugungen litt, aber alles in allem hat er sich während seines Noviziats nicht unglücklich, sondern unendlich glücklich gefühlt, ist er im Banne Charlottens zu dem großen Menschen und weltbeherrschenden Dichter gereift, der nicht nur Deutschland und seiner Zeit den Stempel seines Genius aufgedrückt hat. Eine weltkundige, bewegliche und geistig ihm wohl soweit ebenbürtige Frau, als dies einem weiblichen Wesen bei einem Goethe überhaupt möglich war, eine Frau, die seiner Phantasie, seinem Innenleben stets neue Nahrung gab, ihn in Atem erhielt

und ihm nie das Gefühl wunschlos ruhigen Besitzes gönnte: das war es, was der Mann brauchte, der die Faustischen Verse schrieb:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß."

Wie stand es in diesem Punkte nun mit Corona? Sie wirkte mit allen Vorzügen einer schönen Leiblichkeit, mit dem Reize einer wohllautenden Stimme, mit der liebenswürdigen Beherrschung unterschiedlicher Talente auf das Dichtergemüt, sie brachte ihm herzliche Zuneigung, Bewunderung und Dankbarkeit entgegen, aber die Wirkung war stets nur eine augenblickliche. Goethe bemerkt einmal im Gespräch mit dem Kanzler von Müller im Jahre 1823: „Die Freundinnen teilen sich in zwei Klassen: in solche, die action à distance haben, und in solche, die nur in Gegenwart etwas sind. Mit jenen unterhalte ich mich oft lange im Geiste, diese sind mir rein nichts, wenn ich sie nicht vor mir sehe." Corona zählte zu dieser zweiten Klasse, während hundert Briefe an Charlotte deren Wirkung auch in die Ferne bezeugen. Jene schon zitierte Tagebuchstelle aus dem Juli 1779 scheint mir über das, was Corona in Goethes Augen fehlte, Aufschluß zu geben. Nach den Worten: „Auch dünkt mich sei mein Stand mit Cronen fester und besser" fährt Goethe fort: „Aber auch außer dem Herzog ist niemand im Werden, die andern sind fertig wie Drechselpuppen, wo höchstens noch der An-

ſtrich fehlt." Auch Corona war in dieſem Sinne eine Fertige. Ungewöhnlich frühreif hatte ſie bereits als Vierzehnjährige in der Öffentlichkeit geſtanden und Triumphe gefeiert, aber die rechte Weiterentwicklung ſcheint gefehlt zu haben.

„Und ſo lang Du das nicht haſt
Dieſes: Stirb und Werde!
Biſt Du nur ein trüber Gaſt
Auf der dunklen Erde"

lehrt der Dichter im weſtöſtlichen Diwan, und man könnte die Stellen leicht verzehnfachen, an denen er den Segen der Fortentwicklung, der geiſtigen Wiedergeburt, des ſtändigen Arbeitens an ſich ſelbſt preiſt oder die Satten, Fertigen und ſich fertig Glaubenden tadelt und verſpottet. Goethe ſah im Verkehr mit Corona auch für ſich keine neue Entwicklungsmöglichkeit. Wie ſehr er anderſeits die in ihr verkörperte anmutige Vereinigung von Natur und Kunſt, ihre ſtete Bereitwilligkeit („Die Gute fehlt uns nie") zu ſchätzen wußte, bezeugte er ihr in den ihr gewidmeten herrlichen Strophen ſeines Miedinggedichtes. Es iſt hier die Stelle, uns mit Goethes einzigem auf die Nachwelt gekommenen Briefe an Corona zu beſchäftigen. Er lautet wörtlich:

„Wie offt hab ich nach der Feder gegriffen mich mit Dir zu erklären! Wie offt hat mirs auf den Lippen geſchwebt. Ich habe gros Unrecht, daß ich es ſolang habe hängen laſſen und kan mich nicht entſchuldigen ohne an Saiten zu rühren die zwiſchen uns nicht mehr klingen

müſſen. Wollte Gott Du mögteſt ohne Erklärung Friede machen und mir verzeihen. Mein Zutrauen haſt Du wieder, meine Freundſchafft haſt Du nie verlohren, auch ienes nicht. Bin ich irre geworden; ſo wars ſo menſchlich. Aber darinne hab ich am meiſten gegen Dich gefehlt und daß ich Dich die lezte Zeit nicht mit einer eifrigen Erklärung beruhigte. Ich will nicht anführen was mich entſchuldigen könnte, vergieb mir, ich habe Dir ia auch vergeben und laß uns freundlich zuſammen leben. Das Vergangne können wir nicht zurückrufen, über die Zukunft ſind wir eher Meiſter wenn wir klug und gut ſind. Ich habe keinen Argwohn mehr gegen Dich, ſtos mich nicht zurück, und verdirb mir nicht die Stunden die ich mit Dir zubringen kan, denn ſo muß ich Dich freylich vermeiden. Noch einmal verzeih mir! Mehr kan ich nicht ſagen ohne Dich aufs neue zu kränken. Mein Herz iſt gegen Dich geſinnt wie Du es wünſchen kannſt, nimm es ſo an. Verlangſt Du mehr; ſo bin ich auch bereit Dir alles zu ſagen. Adieu! Mögte doch das ſo lange ſchwebende Verhältniſſ endlich feſt werden. G.

Danke für Kuchen und Lied, und ſchicke dagegen einen bunten Vogel."

Da der Schreiber kein Datum angegeben hat, ſind wir hinſichtlich der Zeit der Abfaſſung dieſes Briefes auf Mutmaßungen angewieſen. Genaue Kenner von Goethes Orthographie nehmen ihn

für das Jahr 1781 in Anspruch, aber er kann dem Inhalte nach ebenso gut nach der radikalen Erklärung mit dem Herzog 1779 oder nach der Verstimmung im Januar 1780, als Goethe von der Schweizer Reise zurückgekehrt war, geschrieben worden sein. Der Brief sagt uns in mancher Hinsicht zuwenig und in mancher wiederum zuviel und bietet Interpretationskünsten ein willfähriges Objekt. Friedrich Theodor Vischer hat einmal in seiner kernigen gradlinigen Weise gesagt, „es sei kleinlich, ärmlich, Weiberart, neugierig, in Goethes Leben nachzustöbern und zu fragen: Wie weit ist er wohl mit Frau von Stein gekommen, hat er Marianne von Willemer nur auf die Stirn oder gar auf den Mund geküßt?" So lehnen auch wir es ab, an diesen Brief die Frage zu knüpfen, ob die Beziehungen beider die Grenzen des Platonischen jemals überschritten haben oder nicht. Die Frage ist auch im Grunde herzlich gleichgültig, da die Tatsache, daß das schöne Mädchen Goethes Herzen sehr nahe gestanden hat, unwiderleglich bewiesen ist. Für Corona spricht nicht nur ihre allseitig als makellos anerkannte Vergangenheit, sondern auch als gewichtiger Zeuge jene schon angeführte Briefstelle des Herzogs über Goethes Huldigungsverse an Corona im Rahmen seines Miedinggedichtes. Karl August, der kein Blatt vor den Mund nahm, am allerwenigsten gegenüber seinem alten Freunde Knebel, hätte nimmer so geschrieben, wenn er nicht von Coronas Reinheit so über-

Corona Schröter an der Staffelei.
Nach dem Aquarell von Kraus im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar.

zeugt gewesen wäre, und da er selbst in das schöne Mädchen verliebt gewesen, mit Goethe mehr als eine Auseinandersetzung über diesen Punkt gehabt hatte und mit dem Freunde auf dem aufrichtigsten und brüderlichen Fuße verkehrte, so muß es als ausgeschlossen gelten, daß Goethe ihn über die Natur seiner Beziehungen zu der Künstlerin im Unklaren gelassen hat. Auch der meist gut unterrichtete und sonst durchaus nicht prüde Varnhagen versicherte ausdrücklich zu wissen, „daß Goethes Bewunderung und Anbetung, wenn auch leidenschaftlich, doch in strengen Grenzen gehalten blieb". Nichts führt mehr zu falschen Schlüssen und Urteilen, als wenn man den damaligen gesellschaftlichen Verkehr der Geschlechter vom heutigen Standpunkt beurteilt. Die damals beliebte Überschwenglichkeit des Ausdrucks in Rede und Gebärde, von der uns die Korrespondenzen auch ernster Männer aus jener Zeit die ergötzlichsten Proben ablegen, einerseits, eine mehr oder minder verhaltene Frivolität und leichte Auffassung vom Verkehr der Geschlechter, sowie eine oft erstaunliche Naivität anderseits charakterisieren das Leben jener Tage. Mit Recht weist Düntzer auf die bezeichnende Tatsache hin, daß die schöne Marquise Branconi, die Geliebte des Herzogs von Braunschweig, an Lavater, einen verheirateten älteren Geistlichen von tadellosem Ruf, zum Andenken ihre Strumpfbänder mit einem allerliebsten schalkhaften Begleitbriefe übersenden durfte, ohne im geringsten befürchten

zu müſſen, mißverſtanden zu werden oder gar Anſtoß zu erregen.

Man hat Corona gelegentlich als das Urbild von Goethes Philine in Anſpruch nehmen wollen und damit gewaltige Entrüſtung bei allen denen erregt, die in ihr das Urbild der keuſchen Prieſterin der Artemis verehren. Beide Parteien ſcheinen mir Unrecht zu haben. Ich kann mir die Corona der ſiebziger Jahre, die ſo viele galante und ſchalkhafte Mädchen verkörperte wie Lucinde, Elmire, die Sophie in den „Mitſchuldigen", die Tirolerin im „Jahrmarktsfeſt", die Egle in der „Laune des Verliebten", nicht mit den monumentalen Geſten einer Clara Ziegler und dem Wolterſchrei der großen Wiener Tragödin vorſtellen, ſondern möchte bei aller klaſſiſchen Formſchönheit und Eignung für die würdevolle Rolle der Iphigenie eher eine gute Portion zwangloſer Lebendigkeit, Luſtigkeit und Koketterie ihr beimeſſen („Wie mit Abſicht ſchön"). Goethe bezeichnet ſie einmal Steinauer gegenüber als Grasaffe und erwähnt im Tagebuch nach einem Beſuch Coronas und Wilhelmines, daß „die Affen ſehr närriſch waren". Beim Oſtereierſuchen in Goethes Garten oder beim Blindekuhſpielen wird ſie es an zwangloſer Fröhlichkeit nicht haben fehlen laſſen. Goethe erwähnt bei Philine einen Hang zur Neckerei und Schalkhaftigkeit, desgleichen eine ungewöhnliche geiſtige Friſche und Schlagfertigkeit in der Rede, Gewandtheit im Verkehr, Freude an Unterhaltung und munterem

Spiel. Ich meine, daß wir dieſe Züge unbedenklich auf Corona übertragen dürfen, aber auch nur dieſe, denn von dem leichtſinnigen Spiel mit Männerherzen, der frivolen Genußſucht der ſchönen Sünderin, ihrer Neigung zu Spott und Schadenfreude, beſaß Corona, wie ihr Bild uns überliefert worden iſt, nichts. Goethe hat auch hier wieder einmal nicht nach einem beſtimmten Modell gearbeitet, ſondern von verſchiedenen Damen der Hofgeſellſchaft und des Theaters bezeichnende Züge moſaikartig zu einem Geſamtbilde vereinigt.

Wir bemerkten vorhin, daß ſich gegen das allzu lebhafte und luſtige Treiben der Jahre 1777 bis 1782 eine Reaktion geltend gemacht habe. Schon 1783 ſchrieb Karl Auguſt ſcherzhaft reſigniert an Knebel: „Verliebt iſt hier faſt niemand mehr", und im Winter 1785 klagte der Fürſt: „Die öffentliche Geſellſchaft in unſern Mauern in dieſem Winter iſt ſo inſipid wie möglich, unſere Geſellſchaft wirklich die allerennuyanteſte vom ganzen Erdboden", und der alte Wieland, der 1772 gleichſam prophetiſch ſeinem Freunde Jakobi verkündet hatte: „Wenn der Himmel unſeren jungen Fürſten und ein paar gute Freunde, die er hat, leben läßt, ſo ſollen ſie in ſechs Jahren a dato einen kleinen Hof ſehen, der verdienen ſolle, daß man von den Enden der Welt kommen ſoll, ihn zu ſehen", derſelbe Wieland ſchreibt jetzt verſtimmt: „Bisher iſt die Herzogin-Mutter unſer einziger Troſt ge-

weſen. Ohne ſie würde Weimar nach jener Zeit wieder ein unbedeutendes, langweiliges und ſeelentötendes Neſt werden, wie irgend eins in deutſchen oder welſchen Landen." Goethe, der spiritus rector, hatte es vorgezogen, einmal ganz ſich, ſeinen Geſchäften und ſeiner Dichtung zu leben, um dann in Italien, frei von jedem Zwange, jeder geſellſchaftlichen Verpflichtung in glücklichem Inkognito auszurufen: „Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſein." Bald folgte Herder ſeinen Spuren, und auch Anna Amalie trat in Begleitung des Kammerherrn von Einſiedel und des Fräulein von Göchhauſen ihre italieniſche Reiſe an. Jetzt ruhten auch die muſikaliſchen Abende, die die Herzogin-Mutter in Tiefurt und Belvedere zu veranſtalten liebte, und denen Corona als Hof-Vokaliſtin eine Hauptanziehungskraft verlieh. Indeſſen die Sängerin und Schauſpielerin feierte, war die Malerin und Komponiſtin um ſo eifriger beim Werk. Im Jahre 1785 kündigte ſie zur kommenden Michaelismeſſe in Wielands deutſchem Merkur das Erſcheinen eines Liederheftes an. „Die Liebhaberei an leichtem Geſang," ſchreibt ſie beſcheiden, „kann zwar die Liebhaberei der Liederkompoſition entſchuldigen, dennoch habe ich, dieſer Vorausſetzung ungeachtet, manche Bedenklichkeit zu bekämpfen gehabt, ehe ich den Entſchluß ernſtlich gefaßt habe, eine Sammlung kleiner Gedichte, die ich mit Melodien verſehen habe, durch den Druck bekannt zu machen. Unſerm Geſchlecht iſt ein eigenes Gefühl von

Schicklichkeit und Sittlichkeit eingeprägt, das uns nicht erlaubt, allein und ohne Begleitung öffentlich zu erscheinen: Wie kann ich daher anders, als mit Schüchternheit diese meine musikalischen Arbeiten dem Publikum übergeben, da ich für dieselben keinen Beschützer und Fürsprecher habe? Denn der schmeichelhafte Ausspruch und die Aufmunterung einiger Personen, denen ich sie bekannt gemacht – so unbezweifelte Ansprüche auch denselben auf das Richteramt im Reiche der Künste zustehen – kann leicht aus Nachsicht parteiisch sein. Doch der Arbeit eines Frauenzimmers wird ja in den Augen anderer Kenner gleiche Nachsicht zu Teil werden." Allerlei widrige Umstände verzögerten das Erscheinen der Sammlung bis Ostern 1786. Die Komponistin bat deswegen die Subskribenten um Entschuldigung und bekannte: „Hätte ich alle Hindernisse, die sich der Vollendung des Druckes gegen meine Erwartung entgegensetzten, vorher ahnen können, so würde ich dies für den Wink irgend eines um mich allzu besorgten Schutzgeistes genommen haben und dadurch noch schüchterner geworden sein. Jetzt ist es zu spät, der Reue Gehör zu geben, auch ist der Weg zur Rückkehr durch das wohlwollende Vertrauen vieler Personen, welche sich für meine Unternehmung interessiert haben, mir verschlossen." Die Sammlung enthielt von Goethe den „Erlkönig" und den „neuen Amadis", aus Herders Volksliedern elf Stücke, zwei Lieder von Miller, eins von Hölty sowie acht ohne Angabe der

Autoren. Durch sämtliche Kompositionen geht ein volkstümlicher Zug, die Melodien sind einfach, aber oft zum Herzen sprechend. Stellt man Coronas Vertonung des „Erlkönigs" neben Schuberts oder Löwes grandiose Dramatisierungen, so erscheint sie freilich sehr blaß und unbedeutend; dem ursprünglichen Zweck, im Rahmen des Wasserdramas vorgetragen zu werden, war sie jedoch so vorzüglich angepaßt wie keine andere. Wie Goethe in einem Brief an den Komponisten Kayser 1779 bemerkt, „zählt der Erlkönig zu den Liedern, von denen man supponiert, daß der Singende sie irgendwo auswendig gelernt und sie nun in der einen oder anderen Situation anbringe (wie dies Dortchen am Herdfeuer sitzend in der Tat tut). Sie können und müssen eigne, bestimmte und runde Melodien haben, die auffallen und jedermann leicht behält". Coronas nur acht Takte umfassende, dem Ohr sich leicht einprägende, einfache Melodie entsprach dieser Anforderung aufs beste. — Auch verschiedene Gedichte Schillers hat Corona vertont, diese Kompositionen jedoch nicht in Druck gegeben. Ihr freundschaftlicher Verkehr mit dem Dichter und seiner Familie währte von 1787 bis zu ihrem Tode. Der erste Eindruck, den der damals 28jährige Dichter von der Schröter empfing, war allerdings ein nichts weniger als günstiger, wie sein Brief vom August 1787 an Körner bezeugt.

„Dieser Tage hatte ich auch Gelegenheit,

Mlle. Schröter kennen zu lernen. Ich traf sie von ungefähr beim Kammerherrn von Einsiedel. Ihre Figur und die Trümmer ihres Gesichts rechtfertigen Deine Verplemperung. Sie muß in der Tat schön gewesen sein, denn vierzig Jahre haben sie noch nicht ganz verwüsten können. Übrigens scheint sie mir ein höchst gewöhnliches Geistesprodukt zu sein. Die übertreibende Bewunderung guter Köpfe hat ihr eine bessere Meinung von sich selbst aufgedrungen, als sie sich angemaßt haben würde, als sie gegen ihr Selbstgefühl vielleicht behaupten kann. Ihr richtiges Verdienst, glaube ich, wäre, einer Haushaltung vorzustehen, von der Kunst scheint sie mir sehr genügsame, nüchterne Begriffe zu haben. Man hat sich übrigens ganz gut und bequem in ihrem Umgang, aber man geht ruhig und leer von ihr hinweg."

Um diesen Brief recht zu würdigen, muß man einmal bedenken, daß Schiller kurz nach seinem Eintritt in Weimar in seinen Urteilen über Personen und Verhältnisse durchweg seinen eigenen Spruch: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort", betätigte, und daß anderseits dieser Brief auf Körners ihm seit zwei Jahren angetraute, leicht eifersüchtige Gattin Minna, die Tochter des Leipziger Kupferstechers Stock, berechnet war, die von Körners einstiger Schwärmerei für den Stern des Großen Konzerts wußte. Schillers Beschreibung von Coronas Persönlichkeit ist natürlich durchaus übertrieben. Einmal zählte

Corona noch nicht 40, sondern erst 36 Jahre, und von nahezu völliger Verwüstung ihrer Schönheit konnte damals keine Rede sein. Wir besitzen aus den neunziger Jahren Coronas heute im Weimarer Goethe-Nationalmuseum befindliches Selbstporträt, und aus den achtziger Jahren das im Weimarer Museum und im Tiefurter Schlosse in einer Kopie Friedrich Tischbeins vertretene schöne Bildnis Graffs, das dieser für den einstigen Freund Coronas, den Kriegsrat und Bürgermeister Müller in Leipzig, malte. Beide Bilder zeigen eine reife Frau mit starken Spuren großer, einstiger Schönheit. Während das Selbstporträt ernste, etwas strenge Züge aufweist, liegt über dem Antlitz des Graffschen Gemäldes mit den nach der Sitte der Zeit hochgekämmten, leicht gepuderten Haaren ein lächelnder, etwas koketter, ich möchte sagen, philinenhafter Zug, zugleich etwas theatralisches, das jedoch nicht unangenehm in die Erscheinung tritt. Die feinsinnige Henriette von Egloffstein, die Corona im Jahre 1788 kennen lernte, hat uns in ihren Memoiren eine Charakteristik der Künstlerin entworfen, die durchaus den Eindruck zutreffender Schilderung macht und Schillers Bericht angemessen korrigiert: „An diesem Abend sah ich zum erstenmal die berühmte Schröter, Schauspielerin, Kammersängerin, Gelehrte und Freundin der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit. Eine sehr hohe, schlanke Gestalt in ächt griechischem Costüm zog mitten im Tanz meine Blicke an und als ich meinen

Tänzer befragte, wer diese Person sey, nannte er mir ihren Nahmen. In Hinsicht ihrer bedeutenden Schönheit, die sich noch lange erhielt, ihrer vielseitigen Kenntnisse und ihres philosophischen Geistes, durfte man die Schröter mit der Ninon vergleichen. Übrigens war sie gerade das Gegentheil von dieser; denn trotz der Leidenschaft, die sie so vielen Männern einflößte, konnte sich keiner ihrer Gunst rühmen und selbst der Neid ihr nichts böses, oder irgend eine Schwachheit nachsagen. Ihre Haltung war stolz und edel, wie ihr Charakter, die Züge ihres Gesichtes, obgleich nicht regelmäßig schön, brachten doch dieselbe Wirkung hervor, und wer sie in ihrer Jugendblüthe gekannt hatte, versicherte, sie sey unwiderstehlich reizend gewesen. Bis auf einen Anflug von theatralischer Würde, welche zur Zeit, als ich sie kennen lernte, schon in Steifheit und Pedanterie übergegangen war. Goethe, Knebel, Einsiedel, ja selbst der Herzog und andere merkwürdige Männer sollen ihre Anbeter gewesen seyn. Der Erste hat sie in einem seiner Gedichte verewigt, sonst würde man vielleicht jetzt nicht mehr wissen daſſ sie existirt und eine so grosse Rolle in Weimar gespielt hat. Schade, sehr Schade ist es, daſſ Corona Schröter weder Memoiren, noch eine aufrichtige Selbstbiographie hinterliesſ, da sie unstreitig zu den wunderbarsten Naturen gerechnet werden kann."

Daß der Dichter des Don Carlos mit seiner ungünstigen Schilderung Coronas bei Frau Minna

den beabsichtigten Zweck erreicht hatte, beweist Körners Antwort: „Aus Gefälligkeit gegen mich hätteſt Du Dich wohl ein wenig in die Schröter verlieben können. Du hätteſt ſehen ſollen, wie Minna über Deine Nachricht triumphierte. Nimm Dich übrigens in acht, ſie (die Schröter) könnte ſich rächen.“ Körners Warnung war grundlos, denn ſchon im Oktober des Jahres 1787 konnte ihm der Dichter mitteilen, daß Corona ihm eine liebe Freundin geworden ſei. Sie begegneten ſich damals regelmäßig in der bürgerlichen Mittwochsgeſellſchaft, von deren Beſuch jeder Adlige ſtatutengemäß ausgeſchloſſen war. Es berührt eigentümlich, daß Corona, die als die einzige Dame bürgerlicher Herkunft ſo lange Jahre von der adligen Hofgeſellſchaft als ebenbürtig behandelt und umſchwärmt worden war, jetzt die Zierde einer exkluſiv bürgerlichen Vereinigung bildete. Mutantur tempora. „Ich habe jetzt,“ meldet Schiller dem Freund, „eine Whiſtpartie mir geſchaffen, welche auch für dieſe Mittwochsgeſellſchaft beiſammen iſt. Dieſe beſteht aus den Mlle. Schmidt und Schröder, dem Kammerrath Riedel, dem Hofmedicus Hufeland und mir. Du wirſt geſtehen, daß ich auch für die Augen dabei geſorgt habe. Mit der Schröder bin ich auf dem charmanteſten Fuße; ſie hat mir neulich ihre Lieder zum Präſent gemacht und ich ihr den Carlos. Sie hat für mich das Gute, daß ſie natürlich iſt.“ Schillers uns erhalten gebliebener Begleitbrief zur Überſendung des Buches iſt in den

ſchmeichelhafteſten Wendungen für die Adreſſatin gehalten. „Wenn Ihnen der Carlos, wie ſie geſtern die Güte hatten mir zu verſichern, ſo viel Vergnügen gegeben hat, ſo können Sie mich nicht ſchöner dafür belohnen, als wenn Sie ihn zu meinem Andenken behalten. Es iſt der kleinſte Beweis der Ergebenheit und Achtung, mit welchem ich gerne ſein möchte Ihr aufrichtiger Freund Friedrich Schiller.“ Angeſichts dieſes Umſchwungs in Schillers Geſinnung für Corona bemerkt Körner ſcherzend in ſeiner Antwort, er ſehe den Freund ſchon im Geiſte vor ſich, wie er ſich eifrig bemühe, Coronas Lieder ſpielen und ſingen zu lernen. Das gegenſeitige Wohlgefallen hielt an. Am 14. Oktober meldet Schiller wieder dem Dresdener Freunde: „Geſtern hatte ich einen angenehmen Abend. Die Schröder hat Charlotten und mir die Iphigenia nach Goethes erſtem Manuſkript, wie es hier geſpielt wurde, vorgeleſen. Es iſt eigentlich auch in Jamben, aber mit Einmiſchung proſaiſcher Stellen, ſodaß es für eine poetiſche Proſa gilt. Ich war darum auf daſſelbe neugierig, weil es doch die erſte Geburt, die gedruckte Iphigenia aber Ausarbeitung iſt. Im Ganzen genommen iſt die letzte doch viel vollkommener — — — Die Schröder lieſt gut, ſehr gut, weit weniger gezwungen als Gotter, mit Affect und richtiger Auseinanderſetzung. Als ich ſie leſen ſah und hörte, wurde die Erinnerung jener Zeit in mir lebendig, wo ſie daſſelbe in ihrer Blüthe gethan haben ſoll. Sie war mir da-

durch interessanter; das kannst Du leicht denken. Wir sehen einander sehr oft, fast drei- bis viermal die Woche; sie ist doch eigentlich eine von unseren behaglichsten Bekanntschaften und uns sehr attachiert." Im Juni 1788 beabsichtigte Körner, zum Kuraufenthalt nach Karlsbad zu reisen, und erkundigte sich, wen er von Weimarer Bekannten dort wohl antreffen würde. Schiller erwiderte, er wüßte, abgesehen von einer Schwägerin der Frau von Stein, niemanden, der Körner interessieren könnte. Er verbessert sich dann aber plötzlich: „Ja so! Fast hätte ich das Schönste vergessen: Mlle. Schröder wird hinkommen. Gesagt ist es wenigstens worden; denn ich weiß, daß ich mich gewundert habe, von wo sie die Depense macht; und eben fällt's mir ein, ich hab's von der Schmidt, also dürfte wohl ein bischen médisance mit unterlaufen. Aber um Dir eine so gar interessante Nachricht mit Gewißheit zu geben, will ich morgen an sie schreiben."

Körner scheint von der Aussicht, der einstigen Angebeteten auf der Karlsbader Kurpromenade zu begegnen, nicht eben entzückt gewesen zu sein, da er den Charakter seiner Minna kannte: „Das Karlsbad soll sehr reizbar machen, also wird Minna sich eben nicht über die Anwesenheit der Schröder freuen, doch denke ich, soll sie mir jetzt nicht gefährlich sein." Immerhin wird ihm beim Empfang von Schillers Mitteilung am 5. Juli: „Die Schröder wird nicht ins Karlsbad gehen", ein Stein vom Herzen gefallen sein. Auch einer

acht Jahre ſpäter ſich bietenden Gelegenheit, die alte Bekannte wiederzuſehen, wich er aus. Er weilte damals in Jena bei Schiller zum Beſuch. Corona erwartete eine Einladung, die aber nicht kam. „Die Mlle. Schröter," ſchrieb Frau von Stein an Lotte Schiller, „war ſehr empfindlich über Körners, daß ſie ihr garnicht hatten ſagen laſſen, nach Jena zu kommen. Ich ſagte ihr, daß ſie Ihnen nicht gern hätten mehr Gäſte an den Tiſch bringen wollen." Das war natürlich nur ein Vorwand, da man es in jenen Kreiſen und in jenen Tagen ausgedehnteſter Gaſtfreundſchaft im eigenen Hauſe mit einem Logierbeſuch mehr oder weniger nicht ſo genau nahm.

Welches Vertrauen Schiller in Corona ſetzte, beweiſt ſein Verhalten 1789, als ſeine frühere Geliebte Charlotte von Kalb ihm mit ihren Wünſchen nach einem Wiederſehen beſchwerlich zu fallen drohte. Wenn er auch ſeiner Braut über die Beziehungen zu der Frau Majorin ziemlich reinen Wein eingeſchenkt hatte, ſo wollte er doch unliebſames Aufſehen vermeiden und willigte in das erbetene Rendezvous unter der Bedingung ein, daß die Kalb in Begleitung der Schröter, die diskret ſei, ihn beſuche. Die Viſite kam indeſſen nicht zuſtande. Frau von Kalb zählte damals zu Coronas intimſten Freundinnen. Als ſie infolge ſchwerer Krankheit faſt erblindete, mußte die liebenswürdige Künſtlerin Tag und Nacht um ſie ſein und ihr durch Vorleſen, Geſang, Lautenſpiel und Plaudern die Zeit verkürzen.

Im Kalbſchen Hauſe machte Corona 1796 auch die Bekanntſchaft Jean Pauls, des damals namentlich von der Damenwelt über die Maßen verehrten Dichters. Frau von Stein hat von der erſten Begegnung Coronas mit ihm ein wenig freundliches Bild entworfen:

„Wir machten ihm alle eine höfliche Verbeugung, die er ohne Verlegenheit erwiderte, bis zuletzt Mlle. Schröter kam, die mit einer etwas theatraliſchen Stellung ſich zuerſt zu Frau v. Kalb wendete und ihr für eine Bekanntſchaft dankte von dem Manne — indem ſie ſich zu ihm wandte — den ſie ſchon lange in ihrem Herzen ſchätzte und verehrte, und zu uns ſagte ſie, daß ſie immer die Auszüge von ſeinen Schriften in ihrer Taſche trage. Ihm wurde angſt und bang dabei, und er hätte ihr gern das Lob geſchenkt. Den Abend haben wir uns, meine Nièce Amalie und meine Schweſter die Scene wieder vorgeſpielt, und ich kann ſie noch nicht vergeſſen, ſo komiſch war es. Wenn mir noch andere Scenen vorkommen, ſollen Sie ſie auch noch haben.“ Man tut der Frau Oberſtallmeiſter kein Unrecht, wenn man aus dieſen Zeilen noch einmal die alte Abneigung gegen die langjährige Rivalin in Form gehäſſiger Übertreibung zu hören vermeint. Daß ehemalige Heroinen und hochdramatiſche Sängerinnen auch im alltäglichen Leben einen gewiſſen theatraliſchen Zug und einen Hang zur pathetiſchen Poſe meiſt nicht verleugnen können, iſt eine nicht eben neue Erfahrung. Auch Corona wird

in dieſer Hinſicht des Guten leicht zuviel getan haben. Aber wenn ſie Jean Paul anders, feierlicher begrüßte als die übrigen Damen, ſo konnte ſie, die ſie ſich ſelbſt als Künſtlerin von Gottes Gnaden fühlte, wohl ein Recht dazu ſich zuſchreiben. Auch Schillers Lotte zeigt ſich gelegentlich unter dem Einfluß der anderen Lotte in der Beurteilung Coronas von liebloſer Härte. Einmal ſchreibt ſie freilich ſehr wohlwollend an ihren Mann: „Die Schrödern hat uns den Taucher geſungen, den ſie ſehr glücklich componirt hat, und ſo gut vorgetragen, daß es einem einen rechten Genuß gab. Sie hat ſo einen Schwung in der Compoſition wie ſie ſelten in anderen Liedern hat, das ganze iſt ſehr einfach. Auch die „Würde der Frauen" hat ſie ſehr glücklich componirt, und die verſchiedenen Strophen in einem ſehr hübſchen Ton angegeben. Dein Geſchenk (Schiller hatte ihr den 1800 erſchienenen erſten Teil ſeiner Gedichte gegeben) benutzt ſie wirklich ſehr glücklich, und es iſt recht gut angewendet." Kurz darauf, am 18. März 1801, berichtet ſie dann aber ihrem Manne folgende wenig erbauliche Geſchichte: „Sonntag bei Goethe war eine ziemlich anſehnliche Geſellſchaft, die Schrödern und Jagemann unter andern, die letztere war ſehr artig und gefällig, und ſang wunderſchön, die erſtere zeigte aber recht in ihrer Art ſich gegen die Jagemann zu betragen die alte Jungfer, und es betrübte mich ordentlich, da ich ſie lezthin über ihr Urteil und Billigkeit gegen

die Jagemann bewunderte, sie nun zu sehen, wie sie doch dem Gefühl unterlag, daß sie nichts mehr von alle dem aufzeigen könne, wodurch jene sich auszeichnet, und zumal schien der beleidigte Ton aus der Betrachtung des schönen Staats der andern zu entstehen. Freilich die empfindlichste Seite für ein eitles Wesen." Die Szene, auf welche Lotte Schiller hier anspielt, hatte sie ihrem Gatten schon in einem früheren Briefe geschildert. Bei einer Probe von Mozarts „Don Juan" hatten sich zwischen der Jagemann, die die Donna Anna sang, und dem Kapellmeister Kranz Meinungsverschiedenheiten über die Tempi gebildet. Bei der Vorstellung setzte der Kapellmeister seinen Willen rücksichtslos durch, so daß die Jagemann mit dem Orchester aus dem Kontakt kam und nicht weiter singen konnte. Der Vorgang hatte zur Folge, daß der unvorsichtige Kapellmeister wenige Tage später seiner Dienstleistungen enthoben wurde, und wenn er auch später wieder in Gnaden aufgenommen wurde, so durfte er doch niemals mehr eine Oper dirigieren, in welcher die Jagemann auftrat. In den musikliebenden Kreisen Weimars hatte der Vorgang großes Aufsehen erregt und einen Widerstreit der Meinungen entfesselt. In jener Gesellschaft bei Frau Schiller nahm die temperamentvolle Frau von Schardt, die Schwägerin Charlotte von Steins, die Partei des Kapellmeisters, während Corona, in der sich wohl das alte selbstherrliche Künstlerblut regte, das Verhalten der

Jagemann durchaus billigte. Daß ihr die nachmalige Frau von Heigendorf, die allmächtige Maitresse des Herzogs, deren Launen schließlich selbst der Theaterdirektor Goethe zum Opfer fiel, aus mehr als einem Grunde nicht sympathisch war, können wir getrost annehmen. Die 1777 geborene, mit ungewöhnlicher Schönheit und Stimme begabte Künstlerin, eine Tochter des herzoglichen Bibliothekars Jagemann, hatte minder spröde als einst Corona den Bewerbungen des Herzogs Gehör geschenkt und war ihm eine „Gesellschafterin seiner Erholungsstunden" geworden. Ihren Einfluß benutzte sie bald zu fortwährenden Reibereien mit dem Personal, den Regisseuren und dem Hofkammerrat Kirms, ja sie scheute sich nicht, gelegentlich auch Goethe unbequem zu werden. Aus ihren Beziehungen zu Karl August, der ihr das Rittergut Heigendorf schenkte und mit dem Namen desselben sie und die beiden Söhne, die sie ihm geboren, in den erblichen Adelstand erhob, machte sie nicht den geringsten Hehl. Es ist nach allem menschlich begreiflich, daß sich in Corona, wenn sie die jüngere Kollegin in Glanz und Gunst von allen Seiten gefeiert erblickte, ein bitteres Gefühl regte. Aber daß ihr pikierter oder beleidigter Ton aus neidischer Betrachtung des schönen Kleides der Jagemann sich hergeschrieben habe, und nicht etwa aus Verachtung, da solcher Staat nicht von der Gage der Künstlerin bezahlt werden konnte, ist bei einer Frau, die durch den gewählten Geschmack ihrer eigenen

Toiletten jahrelang Aufsehen erregt hatte, und zweifellos auch damals nicht in einem irgendwie dürftigen und unscheinbaren Gewande zu einer großen Gesellschaft erschien, nicht anzunehmen, und entspringt nur einer Malice Charlottens, wie sie gute Freundinnen gelegentlich nicht verschmähen. Wie liebevoll und eifrig sich sonst Corona jüngerer Genossinnen annahm, beweist schlagend das Beispiel Christiane Neumanns, Goethes gefeierter Euphrosyne. Ihr Vater, der Schauspieler Johann Christian Neumann, war 1784 mit Bellomos Truppe nach Weimar gekommen. Die kleine Christiane, die bereits mit fünf Jahren in Venlo, dem Orte der früheren Direktionstätigkeit ihres Vaters, aufgetreten war, wurde auch in Weimar durch ihr heiteres, kindliches Wesen und ihr frisches, natürliches Spiel – z. B. als Edelknabe in Johann Jakob Engels damals gern gesehener gleichnamiger Komödie – ein Liebling des Weimarer Publikums. Auch die Herzogin-Mutter Anna Amalia wurde auf das talentvolle Mädchen aufmerksam und übergab Christiane zur weiteren Ausbildung Corona Schröter, die sie bis zum dreizehnten Jahre unterrichtete. Als 1791 die Truppe Bellomos entlassen wurde, interessierte sich Goethe für das „liebenswürdigste und natürlichste Talent" in ungewöhnlichem Maße. Er selbst studierte ihr die Rolle des Prinzen Arthur in Shakespeares „König Johann" ein, die eine unübertroffene Glanznummer der jungen Künstlerin wurde. Erst $14^1/_2$ Jahre alt, heiratete

Christiane den jungen Schauspieler Becker, der während einer Krankheit ihrer Mutter – den heißgeliebten Vater hatte sie bereits 1791 verloren – mit seltener Treue und Unermüdlichkeit sich mit ihr in die Pflege geteilt hatte. Ein Jahr später gebar sie eine Tochter, die sie in dankbarer Verehrung für ihre Lehrerin Corona taufen ließ. Zwei Jahre später wurde sie zum zweiten Male Mutter. Die anstrengende Berufstätigkeit in Verbindung mit den häuslichen Sorgen und die rasch aufeinander folgenden Wochenbetten hatten den zarten, mädchenhaften Körper der jungen Frau indessen so erschöpft, daß sie an einem heftigen Brustleiden erkrankte. Durch die starke Gemütsbewegung infolge des Todes des zweitgeborenen Kindes verschlimmerte sich ihr Zustand so, daß sie trotz sorgfältigster Pflege und Luftveränderung erst neunzehnjährig im Jahre 1797 ihrem Leiden erlag. Am Grabe und auf dem Hoftheater fand eine würdige Totenfeier statt, und Goethe setzte der früh Verstorbenen, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte, in seiner Elegie „Euphrosyne" ein unvergängliches Denkmal. Corona wird das Hinscheiden ihrer geliebten Schülerin nicht weniger nahe gegangen sein. Hatte sie an Christiane herzliche Freude erlebt, so wurde ihr von einer anderen Schülerin mit bitterstem Undank gelohnt. Im Jahre 1798 bewarb sich ein angebliches Ehepaar Burgdorf um Engagement am Hoftheater. Goethe und Kirms entschieden, daß die Frau, die keine üble

Geſtalt und Stimme hatte, zu engagieren ſei, „wenn dieſelbe, wie Madame Becker, dem Unterricht der Demoiſelle Schröter ſich unterziehen würde.“ Das geſchah auch, doch machte ein ſkandalöſer Auftritt, der zwiſchen den angeblichen Gatten ſtattfand, dem Unterricht bald ein Ende. Die Burgdorf fiel bei ihrem erſten Auftreten durch und hatte jetzt die Stirn, ihrer Lehrerin die Schuld daran zu geben. Sie ſei, ſchrieb ſie, Schauſpielerin, nicht Sängerin, könne von Corona nichts lernen und werde ihre nächſte Rolle allein einſtudieren. Sie wurde als erſte Liebhaberin ſchließlich auch engagiert, aber bald wieder gekündigt, und es entſpann ſich nun ein für die Bühnenleitung höchſt unliebſamer Briefwechſel, dem die Burgdorf durch immer neue Geldforderungen einen erpreſſeriſchen Anſtrich verlieh. Ihr Abſchiedsbrief an Corona, den Kammerrat Kirms als document humain durch eine Abſchrift verewigt hat, kann als ein Muſter von frecher Dreiſtigkeit und Ironie gelten. Sie mutet ihrer einſtigen Lehrerin darin zu, ihre Schulden zu bezahlen, und gibt eine ausführliche Beſchreibung ihrer Gläubiger: „Ich hoffe,“ ſchreibt ſie höhniſch, „in Trippsdrill, wo ein gebildeteres Publikum, wo ich durch Ihre Freundin die Frau von Brunſt allen Kabalen die Spitze bieten kann, als Schauſpielerin mich in kurzer Zeit derart zu vervollkommnen, daß ich als erſte Liebhaberin in meinem geliebten Weimar durch meinen Ruf werde bald wieder engagiert werden können. So flehe ich

Sie, meine zuckersüße Seele, mein Honigseimchen, mit kindlicher, liebevoller Zuversicht an, diese angezeigten Schuldposten für mich zu bezahlen, und meine Ehre zu retten, wofür ich dankbarlichst ersterbe."

Corona ließ durch solche vereinzelte trübe Erfahrungen sich nicht abhalten, jungen Talenten auch weiter ihr Interesse zu schenken. Wie es scheint, hat sie nicht nur auf Veranlassung der Bühnenleitung, sondern auch privatim jungen Mädchen Gesangsunterricht erteilt. Wir hören, daß ein Fräulein Christel von Wurmb, eine Cousine von Schillers Lotte, durch ihre schöne Stimme sie geradezu begeisterte, so daß sie dem jungen Mädchen eine große Zukunft prophezeite. Mutter Lengefeld hörte solches Lob gern, meinte aber doch etwas skeptisch, „daß die Madame Schröter sechstausend Thaler Gage schneller aussprechen, als verschaffen könne."

In älteren Schriften, die Coronas Erwähnung tun, begegnen wir mehr oder minder versteckten Anspielungen auf ihre langjährigen vertrauten Beziehungen zu dem Kammerherrn und späteren Oberhofmeister der Herzogin-Mutter, den schon öfters genannten Friedrich Hildebrand von Einsiedel. Varnhagen schrieb 1848 an seinen Freund Heinrich Viehoff, man habe in Weimar geglaubt, beide seien heimlich verheiratet gewesen, sie hätten in demselben Hause — beim Kaufmann Henniger am Markte — doch in verschiedenen Stockwerken, mit sorgfältiger Beobachtung aller äußerlicher

Schicklichkeit gewohnt. Schon der englische Goethebiograph Lewes wies auf Briefe hin, die dieses Verhältnis bezeugen. Coronas Biograph O. Schade bemerkte dazu 1857, daß er, bevor er diese Briefe nicht gelesen habe, daran nicht glaube, aber er „im übrigen versichert sei, daß, wenn solche Briefe existieren, sie gewiß nichts Anstößiges gegen die Corona aufbringen werden". Wie die im Folgenden mitgeteilten Schreiben des alternden Liebespaares bezeugen, hat Schade mit seiner letzteren Behauptung recht, anderseits ersehen wir aus ihnen aufs unzweideutigste, daß Einsiedel vermutlich schon 1784 oder 1785 den verwaisten Platz in Coronas Herzens eingenommen hat. Anno 1786 wenigstens muß die beiderseitige Neigung ein offenes Geheimnis gewesen sein, denn Goethe schrieb im April dieses Jahres an den Herzog: „Heute Abend ist das große Ehrenfest der Schauspieler. Die Frauen werden (durch das Los) gezogen. Wir wünschen Wielanden alle die Mettner. Einsiedel ist sehr verdrüßlich, und die Schröter in Verzweiflung." Daß die beiden Menschen aneinander Gefallen gefunden, kann uns nicht wundernehmen, denn die Intimität des Liebhabertheaters hatte sie oft genug zusammengeführt, und die Gemeinsamkeit künstlerischer Interessen und Neigungen bildete ein festigendes Band. Solange Corona im Strahlenglanze Goethes sich sonnen durfte, konnte Einsiedels kleiner Stern nicht zur Geltung kommen, aber der sich vereinsamt Fühlenden mußte der liebens-

würdige und feinsinnige Mann ein willkommener Freund sein. Nur ein Jahr älter als Corona – er war am 30. April 1750 als Sproß eines alten weitverbreiteten Geschlechts geboren – war Friedrich von Einsiedel als Page und Gespiele Karl Augusts am Weimarer Hof erzogen worden, hatte in Jena Jurisprudenz studiert, war 1770 bei der Weimarer Regierung als Assessor eingetreten und bereits mit 25 Jahren zum Hofrat aufgerückt. Da ihm indessen der Staatsdienst nicht zusagte, vertauschte er 1776 seinen Posten mit dem eines Kammerherrn der Herzogin-Mutter. „Ohne schön zu sein," heißt es in einer älteren Biographie Einsiedels, „hatte er ein gefälliges ansehnliches Äußere, eine ziemlich hohe Gestalt, eine bedeutende Stirn, lebhafte Augen, und in allen Zügen eine geistvolle Freundlichkeit." Durch ritterliche Galanterie empfahl er sich den Frauen, durch die Gutmütigkeit, mit der er Neckereien aufnahm, durch seine stete Bereitschaft zu Freundschaftsdiensten und seinen Humor und Hang zu lustigen Streichen gewann er die Herzen der Männer. Mit dem Herzog und Goethe stand er stets im besten Einvernehmen. An allen Veranstaltungen des Liebhaber-Theaters und allen Scherzen der genialischen Tafelrunde nahm er tätigen Anteil. Von seiner satirischen Ader legt das „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft am 7. Januar 1776" Zeugnis ab, in dem er unter dem Namen Mephistopheles die Mitglieder der Tafelrunde durch-

hechelt und auch ſich ſelber nicht im geringſten verſchont:

Der Knabe mit der platten Stirn
Hält Wunderding von ſeinem Gehirn.
Der Narr weil 'r mit Gelehrten lebt
Meynt drum er ſey auch ein Adept:
Glaubt er hiel' den Teufel beym Schwanz
Wenn er ſich deckt mit anderer Glanz.
Könnt er für Trägheit ſelbſt was ſchaffen,
Thät er nicht allen Quarck begaffen,
In allen Dreck ſeine Naſe ſtecken,
Und dann poſaunen an allen Ecken. —
Er treibt mit Zucht und Ordnung Spott,
Lebt wie ein Schwein, ohn all Geboth,
Schleicht jämmerlich bey Hofe rum:
Iſt halb verrückt, halb toll, halb dumm. —

Unter Einſiedels Schriften ſind ſeine Überſetzungen von Luſtſpielen des Terenz und Plautus, ſowie die „Grundlinien einer Theorie der Schauſpielkunſt" noch heute mit Auszeichnung zu nennen. Goethe ſah in ſeiner Verdeutſchung der „Adelphi" einen wertvollen Gewinn für die Weimarer Bühne; Auguſt Wilhelm von Schlegel pries die Aufführung als „einen echt attiſchen Abend", und das Urteil eines bewährten Fachmannes unſerer Tage lautet nicht minder günſtig dahin, daß „die Überſetzung echt deutſch ſei in Empfindung und Ausdruck, ohne daß der Charakter des Originals im mindeſten wäre geſchädigt worden". In der Theorie der Schauſpielkunſt mutet ein geradezu moderner Zug, ein Streben nach nicht alltäglicher pſychologiſcher Vertiefung

uns heute erfreulich an und sichert dem Autor unsere Achtung. „Ich möchte," schreibt Einsiedel in der Vorrede, „daß die Schauspieler ihr Studium vorzüglicher auf die Art Tragödien verwenden möchten, welche bisher mit schönerer Wirkung gelesen als aufgeführt wurden; ich meine die, worin statt der äußern oder körperlichen Aktion die innere oder psychologische vorwaltet – ohne welche jene keine ist – wie in Goethes Tasso und Iphigenie." Und an einer anderen Stelle heißt es: „Wir sollten . . . recht viele Stücke besitzen, wo die meiste Wirkung allein auf dem Spieler beruht, wo die wichtigsten Situationen durch einen Blick, durch eine Geste, durch ein Schweigen herausgehoben werden; und wo der mimische Künstler die Worte gleichsam entrathen, und mehr auf seinen eigenen Füßen stehen lernte." Die den Beschluß des Buches bildenden schauspielerischen Analysen zweier Charaktere, Falstaff und Hamlet, fesseln durch manche feine durchaus richtige Bemerkung. Schiller urteilte 1797 in einem Briefe an Goethe etwas von oben herab, aber doch anerkennend über das Buch: „Einsiedels Schrift über das Theater enthält doch manches Gutgedachte. Es war mir unterhaltend, wie diese Art von Dilettanten sich über gewisse Dinge, die nur aus der Tiefe der Wissenschaft und der Betrachtung geschöpft werden können, ausspricht." Nach allem, was wir von Einsiedel wissen, können wir durchaus begreifen, daß eine Frauennatur wie Corona ihm lange

Jahre hindurch ihre Freundschaft und Liebe geschenkt hat. Bereits 1787 redet sie ihn mit „Mein herzlich geliebter Fritz", „Mein süßes, bestes Herz" an und versichert ihn ihrer „unendlichen Liebe". Einsiedel war damals auf Reisen, und aus Besorgnis, ihr Brief könnte in falsche Hände geraten, wagte Corona nicht ihn abzuschicken. Eine zwischen Liebenden ungewöhnliche Ängstlichkeit und Furcht vor Mißdeutungen seitens der Welt ist überhaupt für diese ganze Korrespondenz charakteristisch. Um ja nicht erkannt und verraten zu werden, erfinden die Liebenden ein uns kindlich anmutendes Chiffrensystem für Koseworte und Liebesausdrücke. Es hat etwas Kindisches und Rührendes zugleich, wenn die Einundfünfzigjährige nach Wendungen wie: welch Verlangen habe ich, welche unendliche . . . ihre naiven Chiffren malt, um ihrem geliebten Fritz ihre Zuneigung zu bezeugen. Die Gute legte sich schwerlich davon Rechenschaft ab, daß in den Augen kleinlicher und übelwollender Leser gerade diese Vorsicht zum Fallstrick werden und eine ganz falsche Vorstellung von dem beiderseitigen Verhältnis erwecken könnte. Um es gleich zu sagen: diese Briefe Coronas und ihres Freundes sind nicht Äußerungen seliger, genußfreudiger, alles vergessender Leidenschaft, sondern voll von banger Sehnsucht, sentimentalem Schmachten und stiller Resignation. Etwas Weltschmerzliches, Klagen über ein zu spät, ein verlorenes Glück, liegt in diesen brieflichen Ergüssen. Wir sehen

Einſiedel trotz ſeiner Jahre den Wertherfrack anziehen. Zeugnis deſſen ein undatierter Brief des Kammerherrn, „nachts nach der Redoute“ geſchrieben. Das „Sie“ in der Anrede läßt darauf ſchließen, daß die Epiſtel noch in den Anfang ihrer intimen Bekanntſchaft fällt.

„Ich ſchreib Ihnen noch izt ſpät ohngeachtet ich weiß daß ſo bald dieſe Zeilen nicht in Ihre Hände kommen werden! – Liebſte Freundin – denn ſo darf ich Sie doch nennen, ob ich gleich lieber Ihren ſchönen Nahmen ſchriebe! – endlich hab ich in dieſem Augenblick geleſen was Sie mir geſchrieben, und gebe Ihnen im reinſten Spiegel wieder allen Eindruck und alle Gefühle meiner Seele: ich bin bey aller Gutheit und Biegſamkeit meines Weſens, ein ſtolzer Menſch, der Grund davon mag Glaube an einigen innern Werth den ich mir kenne, ſeyn, denn ich müßte mich ſelbſt belügen wenn ich ſagte und meynte, daß ich gewöhnlicher und gemeinerer Art ſey wie viele oder die meiſten, meine Aufrichtigkeit gegen Sie lockt mir dieß Geſtändniß ab – verzeihen Sie mir dieſes und das was ich Ihnen noch ſagen will: ich habe für Freundſchafft zu Ihrem Geſchlecht gewiß ſo hohen und reinen Sinn als einer, und ich ſehe daß Sie vor tauſenden an Herz und Seele dazu geſtimmt ſind – aber liebe Freundin, meiner Wünſche ſind tauſenderley, mein Kopf iſt unruhig, ich bin ſchwehr zu befriedigen, und vielleicht nie glücklich zu machen – ohne eitle Prahlerey (dafür Gott mich

bewahre) so darf ich hinzusezen – ich bin verwöhnt, verwöhnt durch ihr Geschlecht, ich hoffe leicht – betrüge mich gern – und bin ungewiß mistrauisch und zweifelnd an Wahrheit Treue und Aufrichtigkeit, so lange Freundschafft ihres Geschlechts, nur Freundschafft – und nicht Liebe ist. Ich schwöhre Ihnen daß alle Hoffnungen die ich bey Ihnen zu diesem höhern wärmern und innigern Gefühl – der Himmel weiß in welchem glücklichen Selbstbetrug, geschöpft habe, einzig in meinem Gehirn, und nie durch Ihre Schuld entstanden sind – auch werden Sie mir diesen Irrthum verzeihen! – Wenn Sie in begränztern Schranken mich halten, meine Eigenliebe so weit demüthigen, daß ich mit einem Schatten mich begnüge, und den Glanz eines höhern Schimmers einem andern gönne, wenn Sie dieß können – so ist es ein Beweiß daß Sie viel vermögen, und daß ich viel dulden kann – daß ich nicht stolz unter solchen Bedingnißen nicht eitel seyn darf, das werden Sie selbst zugestehen. Unser Verhältniß ist dann eine neue Erfahrung für mich selbst; Sie möchten meinem armen Verstand darüber gern ein Compliment machen – nun wohl! aber meinem Herzen und meinem Selbstgefühl macht diese Resignation gewiß keines, und ich muß jeden Augenblick fürchten: daß Ihr Spott oder doch Ihr Mitleiden mich früher oder später treffe – aber vielleicht irr ich mich, und sehe zu sehr durch die Augen meiner eitlen stolzen Individualität,

in Ihre Vorstellungsart – indeß soll alles dieß Sie weder bereden, noch unruhig machen – ich würde nie den Vorwurf ertragen daß Sie sich des L– – anklagten, daß die Ruhe Ihrer Seele litte, denn so vielseitig leicht und ungebunden ich bin: so schwöhr ich Ihnen vor dem Himmel daß auch ich an Ideen hänge, mein Glück oft und einzig in dem unreellsten suche – zuweilen finde, und daß ich in einem Wort – einem Gedanken – einer Übereinstimmung des Gefühls, höheres dauernderes Glück und schönern Genuß finde – als alle Schätze der Welt, und alle Freuden der Welt mir gewähren können. Glaubte und hoffte ich dieß ganz uneigennüzige Gegengeschenk nicht von Ihrer Freundschafft, so wollte ich heut, in dieser Nacht noch Sie bitten: alles zu vergeßen was je unter uns gesagt und geschrieben worden, mir meine Briefe wieder erbitten, und gegen die Ihren umtauschen — aber liebe beste Freundin es ist mir als ob dieß nicht seyn sollte, es ahndet mir daß ein verborgener hoher Genius – der mir neulich Nachts das bon soir! von Ihnen sagte, mit einem so wohlwollenden Ton sagte, als ichs wohl nie aus Ihrem Mund hören werde – daß dieser Genius, auf dem ruhigerm, stillerm Pfad der Freundschaft zu Ihnen führen wolle – wonicht mein Herz ganz, doch manches schöne tiefverschloßnen wahre Gefühl aus meiner Seele, der Ihrigen mittheilen wolle! – Ja! Liebe Freundin, so ist mirs – ich habe Sie gar oft, meist

unbemerkt, doch nicht ganz geheim, ſtets gern geſehn, und bin Ihnen mit der reinſten Theilnehmung gut geweßen, ich habe nie vertragen, und gleichgültig ertragen können, wenn andere Sie nicht ſo hoch als ich ſchäzten – ich habe hohen ſeltnen und ungefälſchten Werth in Ihnen gefunden und geliebt! – warum ſollte dieß alles um nichts und für nichts ſeyn? warum ſollte ich Ihnen und mir ſelbſt verbergen, was mich zwar wohl nie glücklich – aber lieber Engel was mich doch leichter und ſchöner mein Daſeyn ertragen macht – und was Ihre Freundſchaft mir je gewähren will – Bon soir! très chère amie bon soir

Nachts halb zwey Uhr – gute Nacht."

In einem gleichfalls undatierten Schreiben „auf der Villa nachdem Du abends weggegangen"; begegnet uns zum erſten Male das trauliche Du. Er redet die Geliebte hier Cilli an. Aber auch dieſer Brief iſt voll Melancholie und Zweifel:

„Ich weiß nicht, liebe Cilli, warum unſern Bund nicht leichtere fröhlichere Geiſter begleiten; es iſt etwas trauriges in unſerer Lage, das iſt wahr, aber ich weiß doch, daß für den Augenblick wenigſtens, ehedem Liebe mich berauſchte und mit ſich im Taumel fortriß . . . Die Zukunft iſt uns nicht enthüllt, ſie trägt tauſend Möglichkeiten des Unglücks in ihrem verſchloſſenen Buſen, wir zagen, wir ſorgen – und verbittern uns unſern augenblicklichen Genuß! So iſts

lieber Engel! Kanns wohl anders sein? Schlaf wohl, und sey träumend zum mindesten glücklich in süßer Täuschung." Es folgt noch ein leiser Vorwurf wegen unbegründeter Eifersucht und die Erklärung, warum er nicht länger bei ihr geblieben sei: „Ich zürne noch mit mir selbst über solche ängstliche Schüchternheit – und doch – doch müssen wir vorsichtig seyn." In einem dritten uns erhaltenen Briefe redet er Corona zur Abwechslung mit „liebe Emilie" an. Der Brief dürfte am Abend der Rückkehr Einsiedels von der Reise im September 1787 geschrieben sein und enthält wieder sanfte Vorwürfe: „Du hattest etwas Kaltes und Leidendes, ich glaubte, Du würdest auf eine leichtere Art unserm Wiedersehen vor der Welt einen Anstrich geben, aber Du hättest alle meine Vorsätze und Pläne bald ganz vernichtet, und ich erlebe, daß wir nächstens alle beyde roth werden, ohne recht zu wissen warum – denn im Grund sind wir Kinder, und weil die andern Menschen sich wunder groß und klug dünken, so sollten wir sie durch unser kindisches Wesen betrügen – aber mit dem Gesichtgen, mit dem Blick, wie Du heute erschienst, lieber Engel, da verstellt man sich übel." Zum Schluß folgt ein feuriges Bekenntnis seiner Liebe und zugleich eine Bitte um Nachsicht und Mitleid: „Mein Herz ist ein armes unwerthes unbedeutendes Opfer und doch ists Dein, bleibt Dein, wenn es auch zu unser beider Unglück sein sollte. Ich bin jetzt so sehr mit meiner Existenz brouillirt:

daß ich Fröhlichkeit und Freude nicht achte ... Du haſt Dich mit einem unglücklichen Sterblichen verwickelt, und ich fürchte mein traurig Geſtirn wird das Deine, das lieblicher leuchtet, umwölken — Cilli, wirſt Du mich haſſen?" Um in der innigſten Seelengemeinſchaft mit der Freundin leben zu können, überſendet er ihr mit einem anderen Briefe ein Wochentagebuch: „So ſollſt Du jede Woche ein Blatt haben, oder mehr und immer einige Zeilen Verſe am Anfang des neuen ſiebenten Tages, das wird in jedem Jahr ein großes Gedicht – die glücklichen Tage wo wir uns ſehen, enthalten blos einen guten Abend. Dies Bekenntnis meines Glaubens nimm als das höchſte Zeichen meines Vertrauens und meiner Liebe zu Dir. Du wirſt dadurch ein Licht über alle meine Vorſtellungsarten, Launen, Humor und Eigenart bekommen, über meine Handlungen nicht, denn ich lebe in der Welt, und muß drum auch mit der Welt leben. Aber mein Thun und Laſſen iſt oft fern von meinem Herzen und Gefühl. Ich bitte den Himmel und ewigen Geiſt, daß er Dich behüten, daß er Dich mir erhalten, daß er Dir wiedergäbe was ich trübte: Deine ruhige Fröhlichkeit, und reiner Sinn, daß Du im Leben mich lieben, und im Tode mich ſegnen mögteſt." Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Corona von Jahr zu Jahr gehofft hat, der Freund werde ſie zu ſeiner Gattin machen und ſie vor der Welt offen ihre Liebe bekennen dürfen. Aber zwei Gründe traten immer wieder

Corona Schröter.
Nach dem Selbstporträt im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar.
Aufnahme von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.

hindernd dazwiſchen, einmal das unbehagliche Gefühl, was wohl die Leute, ſpeziell die gern mediſierende Hofgeſellſchaft zu dieſem ſpäten Liebesbunde ſagen würden, vor allem aber Einſiedels Bedenken, ob er den pekuniären Anforderungen eines ſtandesgemäßen Haushaltes gewachſen ſein würde. Sein Biograph ſagt ihm geniale Verachtung des Geldes, mangelnden wirtſchaftlichen Sinn und Neigung zu leidenſchaftlichem Spiel nach. So kam er zeitlebens aus den Schulden nicht heraus, obgleich er mit den Jahren zu der Würde eines Oberhofmeiſters und Wirklichen Geheimen Rates emporſtieg. Sein Freund, Major von Knebel, der zu Coronas Kollegin, der Kammerſängerin Luiſe von Rudorff, ſeit Jahren in allerdings nicht platoniſchen Beziehungen ſtand, zeigte ſich weniger ſchüchtern und heiratete das „ſchöne Rudelchen", obgleich die Dame nicht den beſten Ruf genoß. Die Ehe gab der Hofgeſellſchaft denn auch zu vielem Gerede Anlaß. Goethe gratulierte ſehr förmlich und machte insgeheim ſeinem Herzen in dem derben Spottverſchen „An den neuen St. Antonius" Luft:

„Herr Bruder,
Welch ein Luder
Bringſt Du in Deine Einſiedelei!
Ohne Zweifel
Dich verſucht der Teufel.
Gott ſteh uns bei!"

Hatte unſer Liebespaar auch derartiges nicht zu befürchten, ſo war doch die Beurteilung, die ſie Knebels Ehebund ſeitens der Hofgeſellſchaft

zuteil werden sahen, keineswegs geeignet, ihnen selber zu einem entscheidenden Schritte Mut zu machen. — Coronas Gesundheitszustand ließ schon seit längerer Zeit zu wünschen übrig. Schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe hatten sie gelegentlich Stiche auf der Brust beunruhigt, und im Laufe der Jahre entwickelte sich ein zehrendes Leiden. Im Jahre 1793 ermöglichte sie einen längeren Kuraufenthalt in Karlsbad. Aber sie fühlte sich dort, wie ihre Briefe an ihren geliebten Fritz bezeugen, in jeder Hinsicht wenig wohl; sie klagt über furchtbare Hitze, schlechte Bedienung, teure Preise und wenig Gelegenheit zum Zeichnen. Zum Schluß kommt eine kleine Eifersuchtsanwandlung: „Es haben sich doch nicht etwa schöne fremde Damen wieder in Weimar eingefunden, die Deinem lieben Andenken an mich Abbruch thun? Hier sind zwar verschiedene schlanke junge Herren" – Einsiedel war in späteren Jahren sehr beleibt – „die aber nicht den geringsten Eindruck auf mich machen würden, wenn mein Herz auch ganz frei wäre. Hingegen sind viel hübsche Weiber und Mädchen hier, und es ist mir sehr lieb, daß Du nicht an meiner Stelle hier bist." Acht Tage später nennt sie ihr Badeleben das einförmigste und fadeste was man sich denken kann. Merkwürdig berührt die Klage der einst so viel umschwärmten Frau, wie erstaunlich schwer es sei, in Karlsbad Bekanntschaften zu machen, und wie zurückhaltend die Menschen gegeneinander seien. So begrüßte

ſie den ihr bekannten Maler Graff mit großer Freude und erhielt durch ihn für ihre Malſtudien neue Anregung: „Ich hoffe etwas von ihm in der Zeichnung auf Pergament zu profitieren. Er hat meine beiden Porträts geſehen, und es hat mich ungemein aufgemuntert, daß er ſo zufrieden damit war. Ich werde ihn auch zeichnen und hoffe viel Nutzen daraus zu ziehen.“

Im Jahre 1794 ließ ſie eine zweite Sammlung Geſänge mit Begleitung des Fortepiano erſcheinen. Auf ihre Bitte hatte Bertuch Stich und Druck überwacht und den Kommiſſionsverlag übernommen. Goethe war diesmal unter den Textdichtern nicht vertreten, dagegen u. a. Klopſtock, Herder, Gotter, Matthiſſon, Stollberg und mehrere Italiener und Franzoſen.

Wir beſitzen aus jener Zeit einen herzlichen Brief Coronas an ihre damals in Darmſtadt an einen Bauſchreiber verheiratete jüngere Schweſter Maria, die früher der dortigen Hofkapelle als Sängerin angehört hatte. Der Brief zeugt von Coronas inniger Teilnahme für die ſchon ſo lange von ihr getrennten Familienangehörigen und auch für den Eifer, mit dem ſie jede Gelegenheit benutzte, Subſkribenten für ihre Liederſammlung zu gewinnen. Der Schwager Bauſchreiber dürfte dieſe ihre Hoffnungen allerdings ſchwerlich erfüllt haben. Der Brief lautet:

Weimar, den 20. Juni 1794.

Es iſt wieder eine lange Zeit verſtrichen, beſte Schweſter, ſeit ich Dir nicht geſchrieben, ich

habe aber auch gar große Geschäfte unterdessen zu besorgen gehabt, wie Dir die beygelegten Anzeigen sagen werden, die ich für Dich und Deinen lieben Mann, den ich tausendmal grüße, beygelegt habe. Vielleicht hat mein lieber Hr. Schwager etwan Gelegenheit, wenn er nach Frankfurt oder Darmstadt reißt, oder wo er sonst vielleicht musikalische Bekanntschaften hat, mir auch eine kleine Anzahl Subscribenten zu verschaffen. Sag ihm nur er mögte mir immer helfen, ein rechtes Capital zusammen zu bringen, denn wenn ich einmal sterbe, habt Ihr und Eure Kinder es zu genießen. Du mußt mir aber auch den Gefallen thun mir noch ein kleines Nichtchen zu verschaffen, daß ich nur diese Freude noch erlebe! Hoffentlich befindest Du Dich mit Deinem würdigen Manne und Deinem kleinen Buben recht gesund und wohl? Das gebe der Himmel! Mit mir geht's Gott sey Dank auch ganz gut, aber unser Vater hat mir heute geschrieben und klagt sehr über Schwindel. Wenn ihm nur nicht ein Schlagfluß nach geht! Er bezeigt sehr großes Verlangen mich zu sehn und zu sprechen, und will, wenn ich diesen Sommer zu Hause bleibe, mich besuchen, oder ich soll nach Cassel zu ihm kommen. Sein Besuch würde mich sehr in Verlegenheit setzen, weil ich fürchte, er bringt mir die werthe Frau Tante mit. Ich weiß also noch gar nicht, wie ich die Sache am gescheutesten wende. Fast glaube ich es wäre am besten wenn ich nach Cassel ginge, so sich

etwann eine gute Gelegenheit zeigte, dann besuche ich Dich auch auf einige Tage, wenn ich einmal dort wäre, denn es ist doch nicht so gar weit von Frankfurth. Ich bin zwar diesen Sommer schon an so viele Orte eingeladen, daß ich mich wünschte verzehnfältigen zu können. Wenn Du mir nur wenigstens um 10 Meilen näher wohntest, liebe Schwester, so wäre es doch noch eher; wiewohl 20 Meilen auch schon eine sehr weite Ferne und für eine so reisescheue Dame wie ich bin, ein abschreckendes Ding ist. Ihr habt doch wie ich höre seither ruhig in Euren Gegenden vor den bösen Franzosen gelebt? Wenn sie doch der Himmel nur einmal ganz aus Deutschland verbannen wollte! Komm ja gleich mit Deiner ganzen Familie hierher, wenn noch einmal die geringste Gefahr sich ereignen sollte. Lebe mit Deinem lieben Manne und Deinem Kinde, das mich recht freuen wird einmal zu sehen, recht gesund und wohl, liebste Schwester! Es kann wohl längst schon laufen? Wenn Du mir wieder schreibst, so sag mir das, ob Du auch meine Briefe erhältst, Du erwähnst immer kein Wort davon. Dein letzter war vom Januar. Schreib mir hübsch bald wieder eine Zeile liebes Kind. Tausend Grüße an Dich und meinen lieben Schwager von mir.

Behalte mich lieb! Deine treue Schwester

Corona Schroeter.

Die Übersendung eines Geschenkexemplares der Liedersammlung an den großen Friedrich

Ludwig Schröder führte eine kurze Korrespondenz Coronas mit dem berühmten Schauspieler herbei. Der große Mime hatte mit einigen schmeichelhaften Worten für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit gedankt, und die Komponistin erwiderte in einem ungewöhnlich elegant stilisierten, die Dame von Welt verratenden Briefchen:

Weimar 19. Januar 1791.

Der Gedanke giebt meinem Herzen einen süßen Stolz, daß ich dem Manne, dem ich längst meine größte Verehrung gereicht habe; dem unser Vaterland so unumgränzten Ruhm zu erkennt und der diese allgemeine Bewunderung mit der Verehrung seiner Freunde, durch gleich große Vorzüge seines Charakters vereinigt, daß ich diesem edlen Manne auch durch Dankbarkeit verpflichtet bin, und indem ich der angenehmen Obliegenheit mich entledige, Ihnen für die Güte, mit welcher Sie Sich für meine kleinen Gesänge haben interessieren wollen, auf das verbindlichste zu danken, ich zugleich die erwünschte Veranlassung habe, Ihnen die Gefühle meiner wärmsten Hochschätzung und Verehrung darzuthun.

Corona Schröter.

Im Jahre 1801 oder 1802 scheint sie nach Ilmenau übergesiedelt zu sein, dem anmutigen Walddorf, dessen damals noch von keinem Fabrikschlot getrübte heilkräftige Luft der Brustkranken erfreuliche Linderung ihres Zustandes versprechen konnte. Wie vor nahezu zwanzig Jahren ihr

großer Freund Goethe in seinem „Ilmenau“ betitelten Abschiedsgedicht an die Weimarer Sturm- und Drangperiode, wird doppelt die kranke, Genesung suchende Corona beim Anblick des Ortes, der ihre letzte Ruhestätte werden sollte, empfunden haben:

„Anmuthig Thal! Du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Äste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn am Tag der Lieb' und Lust
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!“

Von Ilmenau aus scheint sie öfters Besuchsreisen nach Weimar und Jena unternommen zu haben. So finden wir einen Brief, vielleicht ihren letzten, vom 30. Mai 1802 an Einsiedel, aus Jena datiert. Der Husten plagt sie noch immer: „Die Nächte hab ich mehr Ruhe. Das ist alles was ich sagen kann. Wenn ich einmal werde zu einer weiteren Kur schreiten, das mag der Himmel wissen. Vom Baden ist wieder die Rede gewesen, aber nun weiß kein Mensch eine Wanne aufzutreiben.“ Ein Bekannter scheint ihr Bergharz zum Einnehmen oder Einreiben empfohlen zu haben, aber der befragte Hofrat wollte „in seiner gewöhnlichen kalten Art“ gar nicht erwägen, ob es für sie zu brauchen sei. Ein großer Tee in einem befreundeten Hause, der sich bis zwei Uhr morgens ausdehnte, hatte sie sehr mitgenommen. Überdies hatte sie sich zum Sterben gelangweilt und beklagte nun doppelt,

daß sie „diesem verwünschten Thee ihr Verlangen den Geliebten wiederzusehen, aufopfern mußte". Einsiedel hatte ihr stärkenden Südwein übersandt, von dessen Genuß sie sich gute Wirkung für ihre Gesundheit versprach. Der Geliebte muß ihr zugleich irgendeine erfreuliche Wendung seines Geschickes mitgeteilt haben, denn nach einigen unleserlichen, chiffrierten Zeilen heißt es: „Es hätte mir garnichts Lieberes und Willkommeneres widerfahren können! Gebe der Himmel daß die neue schöne Hoffnung und Zusage recht bald wieder so glücklich in Erfüllung gehe."

Ihr schlechter Gesundheitszustand verhinderte sie auch, der ersten öffentlichen Aufführung der Iphigenie, die am 15. Mai 1802 in Weimar stattfand, beizuwohnen. Der junge Pädagoge Johannes Falk, der damals zu Coronas nächsten Freunden zählte, vermißt in seiner Rezension der Aufführung bei der Darstellerin der Titelrolle, Madame Voß, „Stille, Ruhe der Empfindung, mit einem Wort tragische Hoheit", und fährt dann fort: „Mit Wehmut erinnern sich, bey diesem Anlaß, ältere und jüngere Kunstfreunde in Weimar, jene aus Anschauung, diese aus Tradizion, des schön gemäßigten Spiels einer Corona Schröter. Das Junonische ihrer Gestalt, Majestät in Anstand, Wuchs und Geberden, nebst so vielen anderen seltnen Vorzügen der ernsteren Grazie, die sich in ihr vereinigten, hatten sie, wie es schien, vor vielen andern, zu einer Priesterin Dianens berufen und geeignet; und in der That ist sie auch immer

ihrem Dienſt getreu geblieben! Mögte doch die gute Göttin, die ſchon ein Mal ſo wunderbar ſie rettete, auch dießmal die finſtere Wolke des Todes, die, da ich dieß ſchreibe, zur Trauer ihrer Freunde, ihr Haupt umſchwebt, gütig und hülfreich von demſelben abwenden."

Der Wunſch des Freundes ſollte ſich nicht erfüllen. Coronas Zuſtand verſchlimmerte ſich trotz ſorgfältigſter Pflege im Laufe der Sommermonate zuſehends, und am 23. Auguſt entſchlummerte ſie ſanft in den Armen ihrer treuen Wilhelmine. In ihrem wenige Stunden vorher errichteten Teſtament ernannte ſie die Freundin zur Univerſalerbin ihres 1943 Taler betragenden Kapitalvermögens, ſowie ihres ſämtlichen Mobiliars, Kleider, Wäſche und ſonſtigen Gegenſtände, mit der Verpflichtung, ihrem alten Vater die Summe von 800 Reichstalern innerhalb eines halben Jahres nach ihrem Ableben auszuzahlen, desgleichen bedachte ſie eine langjährige alte Dienerin mit einem anſehnlichen Legat. Um der Freundin unter allen Umſtänden den Genuß des Erbes zu ſichern, beſtimmte ſie ausdrücklich, daß „ihr gegenwärtiger letzter Wille unter Umſtänden als Schenkung unter Lebenden oder auf den Todesfall oder unter was für einen Namen es am füglichſten geſchehen könne oder möge, Geltung haben ſolle." Dem Vater wurde angedroht, daß er, falls er wider Hoffen und Erwarten mit ſeinem Legat nicht zufrieden wäre, lediglich den Pflichtteil bekommen ſolle. Die im Kirchenbuch von Ilmenau

eingetragene Sterbeurkunde, die eine falsche Altersangabe, einen falschen Geburtsort und zum Überfluß auch falsche Namensschreibung aufweist, lautet: „Demoiselle Corona Wilhelmine Schröder, gewesene Hofsängerin zu Weimar, geboren zu Warschau in Pohlen, Herrn Schröders itzt Hochfürstlichen Cammer Musikus zu Cassel eheliche Tochter starb am 23. August an der Auszehrung und wurde den 26. August früh beerdigt, alt ungefähr 48 Jahre. Arzt Dr. Schlegel." Das Begräbnis fand in aller Stille statt, wird aber keinesfalls ärmlich gewesen sein, da seine Kosten gegen 47 Taler betrugen. Wenn Knebel in einem Briefe an seine Schwester Henriette über „das schlechte Begräbnis der guten Schröter" klagte, so war er entweder falsch unterrichtet, oder die Klage bezog sich darauf, daß keiner der angesehenen Freunde der Guten das letzte Ehrengeleit gegeben hatte. Auch Knebel war nicht unter den Leidtragenden, da er erst im September von einer Reise aus Nürnberg nach Ilmenau zurückkehrte. Es scheint, daß auch Einsiedel dem Begräbnis ferngeblieben ist, wenigstens wird seine Anwesenheit uns nicht bezeugt. Teilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit können wir nach seinen Briefen nicht wohl als Grund annehmen, sondern vielmehr einen unbesieglichen Widerwillen gegen alles, was mit Tod und Begräbnis zusammenhängt. Er teilte diese Abneigung mit der übrigen damaligen Hofgesellschaft, die nach dem Motto: „Lasset die Toten ihre Toten

begraben", handelte. „Es ist sündlich," klagt Knebel im Januar 1803 seiner Schwester, „wie man in Weimar mit den Toten umgeht. Über Personen, die wirkliche Verdienste für sich und die Gesellschaft hatten, habe ich acht Tage nach ihrem Tode auch nicht einen Laut mehr reden hören. Sie waren wirklich in nichts übergegangen. Dies ist wahrer Atheismus, Blasphemie und Irreligiosität."

Die zitierte Briefstelle knüpft an ein Schreiben der sechzehnjährigen Prinzessin Karoline Luise, deren Hofmeisterin Knebels Schwester war, an. Das junge Mädchen hatte die gute Schröter herzlich lieb gehabt und wünschte jetzt ihr Andenken, durch einen „hübschen Leichenstein mit anständiger Inschrift" zu ehren. Sie hatte auch eine Zeichnung, Harfe, Lorbeerkranz, Schmetterling und Tränenkrug darstellend, selber entworfen, wünschte jedoch als Stifterin unbekannt zu bleiben, da sie, wie sie schreibt, „ein wenig politisch sein, und der am Hofe herrschenden Richtung sich fügen müsse". Knebel meinte denn auch, daß der guten Prinzessin etwas Politik unter solchen Umständen gar wohl erlaubt sei. Die Zeichnung fand er „allerliebst, voll Anmut, Sinn und Verstand. Sie sagt durch Bilder was Worte gar wohl verschweigen können." Doch schlug er merkwürdigerweise statt des Kranzes ein Lorbeerzweiglein vor. Er begründete die Änderung mit der Bemerkung, daß man solches auch auf Antiken fände. War es in der Tat eine antiquarische Marotte, oder

schien ihm Corona eines vollen Lorbeerkranzes nicht würdig zu sein? War vielleicht eine weibliche Hand im Spiele, indem Knebels Gattin mit der ehemaligen Kollegin nicht auf dem besten Fuße gestanden hatte? Genug, die Prinzessin ging auf seinen Vorschlag ein und sandte die Zeichnung eines Lorbeerzweigleins, und im August wurde der geschmückte Grabstein mit der Inschrift:

Hier ruhet Corona Schröter
gestorben 23. August MDCCCII

auf dem Grabe unter Knebels Leitung aufgestellt.

Goethe wird von dem Todesfall vermutlich schon aus dem amtlichen Bericht, den der Amtmann von Ilmenau über das Ableben der „fürstlichen Kapellsängerin" dem Herzog pflichtschuldigst erstattete, Kenntnis erhalten haben. Die Todesanzeige, die Wilhelmine Probst „unter Verbittung aller Beileidsbezeugungen" in das Weimarische Wochenblatt einrücken ließ, erschien merkwürdigerweise gerade an seinem Geburtstage, dem 28. August. Man hat dem Olympier den kühlen Ton, mit dem er in seinen Annalen des Hinscheidens der einstigen Freundin gedachte, oftmals verübelt und als Herzlosigkeit ausgelegt.

„Corona Schröter," heißt es unterm Jahre 1802, „starb; und da ich mich gerade nicht in der Verfaßung fühlte, ihr ein wolverdientes Denkmal zu setzen, so schien es mir angenehm

wunderbar, daß ich ihr vor so viel Jahren ein Andenken stiftete, daß ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten gewußt hätte. Es war ebenmäßig bei einem Todesfalle, bei dem Abscheiden Miedings des Theaterdecorateurs, daß in ernster Heiterkeit der schönen Freundin gedacht wurde. Gar wol erinnere ich mich des Trauergedichts auf schwarzgerändertem Papier, für das Tiefurter Journal reinlichst abgeschrieben. Doch für Corona war es keine Vorbedeutung; ihre schöne Gestalt, ihr munterer Geist erhielten sich noch lange Jahre; sie hätte wol noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte."

Bei der Beurteilung dieser Worte ist jedoch zu bedenken, daß Goethe nicht unter dem frischen Eindruck der Todesnachricht, sondern mehr als zwanzig Jahre später in den ausgearbeiteten Annalen sich so geäußert hat. Anderseits fühlte Goethe 1802 mit Recht, daß er Coronas Andenken nicht schöner feiern konnte, als er es in seinem Miedinggedicht 1782 getan hatte. Über die Herzenswärme, die jene Abschiedsverse an seine erste Iphigenie ihm damals diktiert hatte, verfügte er jetzt nicht mehr, wenn auch seine Beziehungen zu Corona stets freundliche geblieben waren und in Form von Einladungen in sein Haus zu Gesellschaften, z. B. 1798 bei der Anwesenheit Ifflands in Weimar und 1801, ihren äußeren Ausdruck gefunden hatten. Auch die Leier der anderen Weimarer Poeten jener Zeit stimmte

keine Nänie zum Preiſe der Hingeſchiedenen an. Ob Falks „Ehrengedächtnis für Corona Schröter“, das im Anſchluß an eine kurze Biographie der Künſtlerin im Jahrgang 1807 des „Taſchenbuchs der Freundſchaft und Liebe gewidmet“ erſchien, bereits damals entſtanden iſt, mag dahingeſtellt bleiben. Auf jeden Fall verraten Falks gutgemeinte Verſe Herzenswärme und ehrliche Trauer um die verſtorbene Freundin:

„Doch es fehlt Corona Schröter,
Aller Anmuth reich,
Freundin mir und heitre Muſe,
Beides mir zugleich:

Die ich liebte, die ich ehrte,
Warm aus treuer Bruſt,
Mehr als ich und ſie es ſelber
Lebend einſt gewußt.

Bis ein Tag, der ihr auf ewig
Beide Lippen ſchloß,
Mir die meinen unverſieglich
Und zur Klag' erſchloß.

So an ihres Hauſes Schwelle
Klingt die Thür mir oft;
Hab' ich doch, Du müßteſt rufen,
Hinter mir gehofft.

An dem Markt entbrennen Lampen
Milden Abendſcheins;
Licht umſtrahlt ein jedes Fenſter:
Dunkel nur iſt Deins.

Wo zurück im ſtillen Erker
Du Dein Bild mir rufſt,
Wann Du ſittig Frauenwerke
Mit der Nadel ſchufſt.

Bald ein Liedchen zur Guitarre
Oder Zither ſangſt,
Und die Leinwand, daß ſie athme,
Mit dem Pinſel zwangſt.

Ach! Du wohnſt entfernt vom Lichte
In dem ſichern Port,
Und Dein Freund am Markt des Lebens
Trauert einſam fort.

Unerbittlich, falſcher Orkus,
Den kein Flehn gewann:
Nimm, ſtatt der entrißnen Freundin,
Mich zum Opfer an.

Ja, Corona, Deine Stimme
Hör' ich überall,
An der Ilme ſtillen Krümmung,
An dem Waſſerfall.

Hier wo Du mir oft begegnet,
Wenn die tiefe Stadt,
Eingeſchneit und eingeregnet,
Winterfroſt verbarg.

Such' ich Deine lieben Schritte,
Suche ſpät und früh;
Auch in meine ſtille Wohnung
Kehrſt hinfort Du nie.

Sonſt hab' ich Dich oft vernommen:
Mit der Kerzen Glanz
Oeffneteſt Du leiſ' die Pforten
Schenkteſt Dich mir ganz.

Hobeſt Deinen weißen Schleier,
Saßeſt neben mir:
Heiliger Begeiſt'rung Feuer
Sprach ein Gott aus Dir.

Andre Tritte hör' ich klingen;
Klopfen an die Thür;
Andre Freunde bringen Kunde,
Aber nie von Dir."

Von Coronas Geschwistern waren die beiden Brüder ihr im Tode voraufgegangen. Der ältere, Johann Samuel, war auf seinen Virtuosenfahrten etwa 1780 nach England gelangt und hatte im Konzert der Königin als Pianist eine angesehene Stellung als Nachfolger Christian Bachs errungen. Ein Gerücht wollte wissen, daß er in adligen Kreisen Klavierunterricht gegeben, sich in eine seiner vornehmen Schülerinnen verliebt und das Mädchen heimlich geheiratet habe. Die Eltern hätten jedoch unter Androhung gerichtlicher Schritte die Auflösung der Ehe erreicht und ihn durch eine jährliche Rente von 10 000 Mark entschädigt. Später soll er mit dem nachmaligen König Georg IV., einem leidenschaftlichen Musikfreunde, bekannt und in dessen Kapelle angestellt worden sein; 1788 starb er an einem Lungenleiden. Auch von ihm sind mehrere Kompositionen im Druck erschienen. Der jüngere Bruder, Johann Heinrich, ging gleichfalls nach England und ist dort in den achtziger Jahren verschollen. Von Coronas jüngerer Schwester Maria war bereits die Rede. Der alte Vater war seit 1788 als Hofmusikus in Kassel angestellt, wurde Mitte der neunziger Jahre verabschiedet und ernährte sich nun kümmerlich von einer kleinen Pension und dem Ertrag einiger Musikstunden. Eine

Tante führte ihm die Wirtschaft, scheint aber, nach Coronas Briefen an die Schwester zu urteilen, ihm mehr zur Last gewesen zu sein, als ihm genützt zu haben. Corona unterstützte ihn von ihrem ja freilich nur bescheidenen Einkommen lange Jahre hindurch. Die strenge Testamentsklausel, die im Falle einer bekundeten Unzufriedenheit mit Herabsetzung aufs Pflichtteil drohte, war wohl weniger auf den Greis, als auf dessen habsüchtige Pflegerin gemünzt. Von der Seelenverfassung und trübseligen Lage des Alten gibt ein Brief an seine Tochter Maria und deren Gatten Kunde:

Liebe Kinder!

Wenn Ihr alle gesund und wohl seid, soll es mich freuen. Mit mir sieht es schlecht aus, ich habe diesen Winter sehr viel ausgestanden, und noch ist es mir nicht recht gut. Ich glaube es wird mir auch nicht besser werden; ich fühle daß meine Lebenszeit vorbei ist, Gott stehe mir in Gnaden bei! So wie ich es mir in der Welt habe sauer werden lassen, will ich nicht wünschen, daß es Euch ergehen möge. Nun sitze ich da auf meine alten Tage, kein Mensch fragt mich, Vater habt Ihr was zu leben, oder gebricht Euch was? Da ich arbeiten konnte, da gings noch, nun aber da ichs nicht mehr kann, muß ich bei dem kleinen Tractament mißlich leben. Ich habe mein Alter biß in das 81. Jahr gebracht. Gott wird mir ferner helfen. — Gott, wenn ich mein Leben so betrachte, so

bedauere ich das, was ich gethan habe. Ich bin auch manchmal so melancholisch, daß ich nicht weiß was ich anfangen soll. — Kurz, ich bin diesen Winter sehr zurück gekommen, sowohl in meiner Gesundheit als auch in meinen Nahrungsumständen. Den Gram den ich in meinem Herzen trage um meinen Heinrich; daß ich auch gar nicht erfahren kann ob er lebt oder todt ist! Nie hast Du mir geschrieben wie ihr auseinander gekommen. Seine Meriten haben uns viel geholfen auf unsern Reisen, wenn ich daran denke kommt ein Jammer mir ins Herz und sehe die Vergänglichkeit und wie alles nur ein Traum ist! — Ich gebe Euch allen meinen väterlichen Segen. Gott wolle Euch gleichfalls segnen und beistehen in allen Leibesnöthen. Amen! Das wünscht Euer aufrichtiger Vater

Johann Friedrich Schröter.

Johann Friedrich überlebte seine berühmte Tochter um neun Jahre und starb als 87jähriger Greis 1811. — Auch Friedrich von Einsiedel hatte einen zwar an äußeren Ehren nicht armen — er stieg zum Wirklichen Geheimen Rat und Präsidenten des Oberapellationsgerichts in Jena auf — aber sehr einsamen und unerfreulichen Lebensabend. Eine launenhafte und herrschsüchtige Haushälterin, die zu entlassen er sich nicht getraute, machte ihm ebenso viel zu schaffen, wie die nach Coronas Tode an seine Fersen sich heftende, ihrer boshaften Zunge nie Zügel anlegende ehemalige Hofdame Fräulein von Göch-

hauſen, die ihres koboldartigen Charakters und ihres verwachſenen Äußeren wegen Wieland einſt die „Gnomide“ getauft hatte. „Er kam mir immer,“ ſchildert ein Zeitgenoſſe, „wenn ich ihn in ſeiner unvermeidlichen Kammerherrnuniform, etwas gebeugter Geſtalt, noch raſchen, trippelnden Ganges, ſein ſchweres ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopf in der Hand, auf der Straße oder auf ſeinen einſamen Spaziergängen erblickte, wie ein in der Irre herumlaufendes, phantaſtiſch aufgeputztes Kind vor, das ſeine Heimath ſucht, und ſie nicht wiederfinden kann. Seinem länglichen, ſchmalen und hageren Geſicht war das Gepräge der äußerſten Seelengüte aufgedrückt; ein ſtilles, friedliches Lächeln verklärte ſeine kindlichen, feingeſchnittenen Züge; aus ſeinem blauen Auge ſprach ſein ganzes, treues, wohlwollendes Herz. Zuweilen ſah man ihn in ſeiner Verlaſſenheit auf einer Bank im Park ſitzen, ſtill vor ſich hinblickend und mit ſeinem Stock ſacht und nachdenklich in der Erde wühlend, als wolle er eine längſt geſtorbene Zeit aus ihrem Grabe aufſcharren. — Häufig hörte man beim Vorübergehen in der Nähe ſeiner Wohnung ihn weiche, wehmütige Töne ſeinem Cello entlocken, dieſem ſeinem unwandelbaren Freunde, dem er ſo unzähligemal zu Freude und Luſt ſeiner Hörer ausdrucksvolle Sprache verliehen hatte.“ Er ſtarb im ſelben Jahre wie ſein Herzog, der ihm unwandelbar ſeine Gunſt bewahrte, 1828.

Über Coronas letzter Ruheſtätte hat kein freundlicher Stern gewaltet. Der von der Prinzeſſin geſtiftete Grabſtein war im Laufe der Jahre durch Froſt zerplatzt, Schmuck und Inſchrift unkenntlich geworden und das ganze Grab ſo verwahrloſt, daß es Mühe koſtete, ſeine Lage feſtzuſtellen, als 1844 Großherzog Karl Friedrich von Weimar bei einem Beſuche des Ilmenauer Friedhofs Coronas Ruheſtätte zu ſehen wünſchte. Nach dem Bericht des mit der Unterſuchung beauftragten Ilmenauer Superintendenten waren auf dem Stein Lyra, Schmetterling und Krug ſowie eine umgekehrte verlöſchte Fackel angebracht, was mit Knebels Bericht über den Grabſtein nicht ſtimmt. Der Großherzog gab Befehl, die Ruheſtätte auf ſeine Koſten würdig wieder herzuſtellen und mit einer eiſernen Platte zu ſchmücken. Dieſelbe wies leider die falſche Namensſchreibung „Schröder" auf, als Schmuck zwei Fackeln und eine Girlande von Eichenlaub. Aber die Totenruhe ſollte nicht ungeſtört bleiben. 1873 wurde das Grab von Frevlerhand entweiht und die eiſerne Grabplatte entwendet. Der Magiſtrat und die Friedhofsverwaltung von Ilmenau ließen darauf eine von einem Rahmen von Sandſtein umgebene einfache Platte, die in vergoldeter Schrift den Namen, leider wieder mit der falſchen Schreibung, trägt, aufſtellen. Anno 1902 haben die Teilnehmer der Jahresverſammlung der Goethe-Geſellſchaft ſich an der Grabſtelle verſammelt und die Tote mit

manchem guten Wort, manchem ſchönen Kranze geehrt.

„Laſſ nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneia's
Reiche maſſenweis Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu."

Dieſe Worte, die Goethe ſeine Euphroſyne dem Dichter und Freunde zurufen läßt, gelten auch für Corona. Auch ſie iſt unſterblich wie Friederike Brion, wie Werthers Lotte, Chriſtiane Neumann und ſo manche andere, die ein Strahl ſeiner Dichterſonne berührt hat. Aber nicht nur weil ſie von Goethe beſungen worden, lebt Corona in unſerem Andenken weiter. Es hat gleichſam ſymboliſche Vorbedeutung für ſie gehabt, daß das Widmungsblatt des erſten ernſtlichen Verſuches einer Geſchichte der deutſchen Bühne einſt ihr Name geziert hat. Corona Schröter gehört für alle Zeiten der deutſchen Theatergeſchichte an als Goethes erſte Iphigenie und als Darſtellerin ſo mancher anderen Frauengeſtalt, der ſie auf dem Theater des Weimarer Muſenhofes zuerſt Leben und holde Stimme verliehen hat.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

Goethe, Johann Wolfgang von - 123713
Author Stümcke, Heinrich Biog. & crit.
Title Corona Schröter.
LC
G599
.Ystu